Ausgewählte Werke

von

Frau M. S. Schwartz.

Aus dem Schwedischen.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1863.

Geburt und Bildung.

Von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

Dr. Otto gen. Reventlow.

Erster Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1863.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Prolog.

Jetzt blitzt der Stahl — und dann ist es
vorüber —
Der Hieb jedoch durch alle Zeiten zittert.
Talis Qualis.

Man schrieb 1789.

Das französische Volk hatte den König, den Hof und den Adel erfahren lassen, daß mit seiner Macht nicht zu scherzen sei.

Der Herzog von Liancourt zwang durch folgende Worte, die er mit Bezug auf die Ereignisse vom 12., 13. und 14. Juli aussprach, Ludwig den Sechszehnten über seine wirklich gefährliche Lage nachzudenken:

„Sire, das ist keine Revolte, sondern eine Revolution."

Das Wort Revolution hat, wenn es von solchen Handlungen begleitet wird, wie die Erstürmung der Bastille, für die Könige etwas Entsetzenerregendes.

Ein König sieht darin ein Verbrechen gegen die Gewalt, welche er als allein ihm zukommend betrachtet.

Wenn das Volk es wagt, sich seinem Willen zu widersetzen, dann findet er das im höchsten Grade ungehörig, wenn er nicht einen forschenden Blick auf die Vergangenheit wirft, um dort die Ursachen zu finden.

Ein Fürst von unersättlicher Herrschsucht und königlichem Egoismus setzt in solchen Fällen Gewalt gegen Gewalt. Er sucht mit Schwert und Blut die Aufruhrsflamme zu ersticken und das Freiheitsgefühl zu unterdrücken. Er besiegt die Volksbewegung oder geht unter, immer aber behält er bei den Stempel des Herrschers.

Ist er dagegen von schwachem Charakter, schwankend in seinen Entschlüssen und von mildem Gemüth, wie Ludwig der Sechszehnte, dann geht er einen andern Weg. Durch Nachgeben und Inconsequenzen glaubt er der augenblicklichen Gefahr und den traurigen Folgen der unklugen und ungerechten Handlungen, durch welche die revolutionären Bewegungen hervorgerufen wurden, ausweichen zu können.

Bei der Nachricht, daß Paris in Waffen, die Bastille, diese „Zwingburg des Absolutismus“, zerstört, die Besatzung derselben gefangen und ihr Gouverneur getödtet sei, verlor Ludwig gänzlich den Muth. Er beeilte sich, sich in die Arme der kurz vorher von ihm verrathenen Nationalversammlung zu werfen, um Schutz und Hilfe zu verlangen.

Als der König am 15. Juli in die Nationalversammlung eintrat, wurde er mit düsterem Schweigen empfangen.

Man wendete hierauf Mirabeaus Worte an:

„Das Schweigen der Völker ist eine Mahnung für die Könige.“

Als aber Ludwig sie verließ, wurde er von dem Jubel der Versammlung begleitet. Denn der König hatte ja einen Schritt zur Versöhnung mit dem Volke gethan. Die Freude schien deshalb am Platze zu sein.

Der König befahl nachher die Räumung von Paris und Versailles durch die Truppen, gab dem Minister Breteuil seinen Abschied und rief Necker wieder zurück.

Was konnte man, wenigstens für den Augenblick, mehr wünschen? Mit diesen Begebenheiten waren auch die ersten Tage des Revolutionskampfes vorüber. Die Ruhe wurde in Paris wieder hergestellt.

Die letztere war indessen nur eine scheinbare. Das Volk holte Athem nach dem ersten stürmischen Ausbruch, um sich noch furchtbarer zu rächen, falls der König und der Hof es zum Besten halten sollte. Es wachte und wartete.

Nur die ersten Scenen des großen und tragischen Schauspiels der Revolution waren aufgeführt worden.

Man überließ sich Hoffnungen voll von Versprechungen. Der König, welcher sich nach Ruhe sehnte, that Alles, um dem Volke Vertrauen einzuflößen. Er anerkannte die Nationalversammlung, welche jetzt den Namen Constituirende Versammlung annahm. Genug, der milde Monarch suchte, soweit er es verstand, sich nach dem Zeitgeist zu richten; aber er kannte die Ansprüche derselben nicht, und darum auch nicht seine eigenen Mißgriffe.

Der Beschluß der constituirenden Versammlung vom 21. September desselben Jahres vernichtete ganz und gar die königliche Gewalt.

Wie schwach und schwankend Ludwig der Sechszehnte auch war, so wagte er es doch diesen Beschluß, der ihn in eine purpurne Null verwandelte, zu bestätigen. Er übersah, daß derselbe dem französischen Volke Freiheiten und Rechte zusicherte, welcher es bisher entbehrt hatte.

Die Hofpartei, dieses Unglück aller Länder und Monarchen, suchte auf den König einzuwirken, damit er nicht länger mit der Politik fortfahre, die er in der letzten Zeit befolgt hatte. Sie ging mit dem Plane um, Ludwig heimlich von Versailles nach Metz zu bringen. Wenn man ihn dort in Sicherheit gebracht, sollte die royalistisch gesinnte Armee die absolut königliche Gewalt wieder herstellen.

Ohne daß das Volk irgend eine Ahnung von diesen Planen und Intriguen hatte, erwachte plötzlich bei demselben der Wunsch, daß der König Versailles verlassen und in Paris residiren möchte.

Der 5. October brach an. Bei der ersten Morgendämmerung zeigten sich mehrere größere Gruppen von verhungerten Weibern in den vornehmsten Straßen von Paris. Von Zeit zu Zeit erhoben diese unglücklichen Wesen den wilden Ruf:

„Brod!“

Wenn dieser Ruf an sich schon gräßlich ist, wie viel Entsetzen erregender mußte es sein, als er, wie damals, von Geschöpfen erhoben wurde, die der Hunger ausgemergelt und zu Grunde gerichtet hatte.

Es war die zur Verzweiflung gebrachte Noth, welche ihr Feldgeschrei mit dem Worte „Brod!“ ertönen ließ.

Diese Schaaren von Weibern, deren Herzen durch

den Anblick all des Elends, das sie erlebt und mit angesehen hatten, verhärtet worden waren, marschirten alle aus ganz verschiedenen Quartieren nach dem Greveplatz, als wie zu einem verabredeten Rendezvous.

Dieselbe Schaar ward immer größer und größer.

In demselben Augenblick, in welchem sie über den Greveplatz hervorwogte, wurden zwei Personen, welche zu einem ganz andern Zweck den Platz zu passiren gedachten, mit in die Weiberhaufen hineingezogen.

Der eine, ein Mann mit Locken so weiß wie Schnee, obgleich weder seine Gesichtszüge noch Körperhaltung irgend ein höheres Alter verriethen, war breitschultrig und hoch gewachsen, mit einer starken gewölbten Brust und muskulösen Armen. Seine großen dunkeln Augen waren lebendig, klug und wachsam. Die scharf gebogene Nase und die zurückfallende Stirne gaben ihm auf den ersten Blick das Aussehen eines Raubvogels; bei genauerer Betrachtung verschwand aber diese Aehnlichkeit, während ein Lächeln von unendlicher Güte und Milde den Mund zierte und den andern Zügen ganz und gar die Schärfe benahm. Gekleidet war er wie ein Handwerker von einer der Vorstädte.

Sein Begleiter, ein Knabe von zwölf oder dreizehn Jahren, hatte ein Gesicht von fast idealer Schönheit.

Der Knabe sah mehr verwundert als entsetzt aus, als er sich plötzlich eingeklemmt fand unter dieser Schaar von schreienden, mit Ofenkrücken, Besen und Stöcken bewaffneten Weibern.

Als beide gegen ihren Willen dem Volksstrome folgen mußten, hatte der silberlockige Mann mit einem kräftigen Griff den Arm des jungen Menschen gefaßt, um dadurch zu verhindern, daß sie getrennt würden.

Als eine Abtheilung der Schaar in das Stadthaus eindrang, äußerte der Knabe verwundert gegen den älteren Mann:

„Vater, was wollen diese Weiber? Beabsichtigen sie das Stadthaus niederzureißen, wie man es mit der Bastille gethan?“

„Nein, sie wollen Brod haben für sich und ihre sterbenden Kinder,“ antwortete der Vater.

„Brod!“ versetzte der Knabe. „Sind denn alle diese ohne Brod?“

„Ja, und viele Tausende außer ihnen.“

Der wilde Haufen heulte, die Sturmglocke ertönte, und aus allen Straßen wälzten sich neue Schaaren hervor. Es sah aus, als wenn diese bleichen, wilden und elenden Menschen aus der Erde hervorwüchsen. Immer enger und enger schloßen sie sich um den kleinen Elias und seinen Vater. Es war keine Möglichkeit mehr vorhanden herauszukommen.

Plötzlich erscholl der Ruf:

„Nach Versailles!“

Ein tausendfaches Echo wiederholte dieses.

Das Ziel des Weiberzugs wurden jetzt der Hof und die Heimstätte der Ueppigkeit. Dorthin wollten sie, um Brod zu fordern — B r o d für sich und ihre sterbenden Kinder.

Elias und sein Vater waren gezwungen dem Volkshaufen nach Versailles zu folgen.

Zitternd vor Grauen und Eckel wurde der zwölfjährige Elias Zeuge aller jener Gräßlichkeiten, welche der wahnsinnige Volkshaufe an der Leibwache verübte. Das Blut des Kindes erstarrte zu Eis beim Anblick dieser Mordscenen, wo der Schlächter Jourdan die Hauptrolle spielte und die erst ein Ende nahmen, als Lafayette an der Spitze der Nationalgarde auf dem Schauplatze anlangte.

Die Nacht kam heran mit ihrer Dunkelheit, um die verübten Greuelthaten zu verbergen. Der Himmel goß Ströme von Regen auf den Haufen herab, der sie begangen.

Diese Kinder des Elends wähnten durch Grausamkeit gegen Andere, welche sie für die Urheber ihrer Leiden ansahen, diese mildern zu können.

Bei jeder Volksbewegung, sie mag nun durch Ursachen hervorgerufen sein, welche sie wollen, tritt immer ein Haufe vom Abschaum der Gesellschaft auf, der durch seine Schandthaten, seinen Blutdurst und seine Mordgier, jener ein Gepräge verleiht, welches das Volk, das wirkliche Volk, nie beabsichtigte. Diese Handlungen fallen trotzdem später dem Volke zur Last, und hieraus dürfte man mit Recht das Mißtrauen der Höheren zum Volke herleiten können. Sie betrachten die ganze Masse von demselben Gesichtspunkt wie diese Hand voll Pöbel, welche mit ihren Verbrechen das Streben der Völker nach Freiheit besudelt.

So unfreiwillig, wie Elias und sein Vater nach Versailles gebracht wurden, ebenso kamen sie auch wieder zurück.

Auf dem Rückzuge hatte der Vater das Kind in

seine starken Arme genommen, denn die Kräfte desselben waren erschöpft.

Elias, der auf diese Weise über die Köpfe der Menge gehoben worden war, hatte mit kindlicher Neugierde den unglücklichen Ludwig, den Märtyrer für die Unthaten seiner Väter, betrachtet, und der jetzt begleitet wurde von dieser entsetzlichen Leibwache, die auf ihren Piken die abgehauenen Köpfe der Leibgardisten als Siegeszeichen trug.

Das Schauspiel war ein solches gewesen, daß es einen unauslöschlichen Eindruck auf das Gemüth des Kindes hinterlassen mußte. Es sollte auch auf seine Zukunft einen großen Einfluß ausüben.

Wie ein heftiger Kummer in einigen Stunden das Haar grau zu machen vermag, so kann auch in den Jugendjahren eine heftige und gewaltsame Einwirkung auf das Gefühl augenblicklich den unentwickelten Gedankengang des sorglosen Kindes zur vollen Reife bringen und das Licht der Ideen anzünden. — Dies war der Fall mit Elias.

Am 5. October hatte er seine Heimath mit vollkommen kindlichen Gefühlen und Gedanken verlassen. Am 6., als er, auf den Armen des Vaters getragen, nach Paris zurückkehrte, waren die kindlichen Gedanken, die kindlichen Freuden und die kindliche Unerfahrenheit zugleich mit den hingeschlachteten Leibgardisten ermordet. Die Ideen, Gedanken und Reflexionen, welche ihn jetzt beherrschten, gehörten nicht seinem Alter. Mit Gewalt waren sie hervorgerufen worden, und hatten ihn in den Menschen verwandelt, der er eines Tages werden sollte.

Nachdem die unglückliche Königsfamilie endlich in

den Tuilerien angelangt war, gelang es dem Vater des Elias mit seinem Kinde, den Weg nach der Heimath anzutreten, die er den Tag vorher verlassen.

Müde wanderte der alte Mann, den Sohn auf seinen Armen tragend, über Pont Neuf nach der Rue Dauphin, und nahm seinen Weg nach Rue ....

Er blieb vor einem dunkeln, niedrigen Hause stehen, dessen Giebel nach der Straße hinausging.

Das Aeußere dieses Gebäudes war wenig einladend. Das dicke verschlossene Eichenthor, die inwendig mit Läden versehenen Fenster, und das spitzige Dach — das Alles gab demselben ein eigenthümliches Gepräge.

Der Mann holte einen großen Schlüssel hervor, öffnete damit das Thor, trat dann in das Haus und verschloß sorgfältig den Eingang hinter sich. Er fühlte sich vor im Dunkeln und begann eine steile Treppe hinaufzusteigen.

Während des ganzen Rückzugs von Versailles war kein Wort zwischen ihm und dem kleinen Elias gewechselt worden. Wie in Folge einer innern Uebereinkunft beobachteten Beide ein fortwährendes Schweigen.

Der Vater hatte das Kind fest an sich geschlossen. Als er Elias auf seine Arme nahm, hatte der Knabe die seinigen um seinen Hals geschlungen, mit dieser Bewegung ausdrückend:

„Nur der Tod kann uns trennen."

Als der alte Mann sich vor einer Thüre im

ersten Stock befand, setzte er den Knaben nieder und klopfte dreimal.

Eine Weile verging, dann hörte man drinnen eine Bewegung, und eine Frauenstimme frug:

„Ist es Vater Jacob Levitain?“

„Mach' auf, Susanna!“ antwortete Levitain.

Im nächsten Augenblick öffnete sich die Thüre. Ein röthlicher Schein strömte von einer Lampe Vater und Sohn entgegen.

„Beim Gott unserer Väter,“ schrie Susanna, „wo seid Ihr gewesen, und wie seht Ihr aus?“

„Schließe die Thüre ab, und laß uns eintreten!“ antwortete Jacob Levitain mit fester Stimme.

Susanna fand es gerathen, diesem Befehl sofort nachzukommen.

Vom Entrée gelangte man in eine Art Dachkammer, welche Nacht und Tag all ihr Licht von einer Lampe erhielt.

Diese Kammer entbehrte allen Meublements und war nur mit Packkästen, die auf einander gestellt waren, dergestalt angefüllt, daß sie alle Wände bedeckten.

Gerade gegenüber der Thüre, durch welche sie eingetreten, befand sich eine andere, welche zu der eigentlichen Wohnung führte.

Nachdem Jacob auf eine so bestimmte Weise die Ausrufungen und Fragen Susanna's unterbrochen, traten sie in ein Zimmer ein, in dessen Kamin ein munteres Feuer flammte.

So dürftig das vordere Stübchen war, eben so reich und üppig möblirt war das Zimmer, in welchem sie sich jetzt befanden.

Wenn man draußen vor dem dunkeln Hause stand, hätte man unmöglich vermuthen können, daß sich eine so vortreffliche, elegante und geschmackvolle Wohnung innerhalb der Mauern dieses finstern und düstern Hauses befinde.

Ohne sich vor das Feuer zu stellen, um seine verfrorenen Glieder zu erwärmen, nahm der Vater seinen Weg quer durch dieses Zimmer, indem er Elias mit sich führte.

In einem kurzen und bestimmten Ton sprach er, sich an Susanna wendend:

„Sorge dafür, daß wir eine tüchtige Mahlzeit bekommen; denn sowohl der Knabe als ich sind ausgehungert.“ Damit verschwand er hinter einer schweren Thürgardine, welche den Eingang zur Schlafkammer verbarg.

Wir wollen jetzt einen Blick auf das Zimmer werfen, welches er verließ. Es war groß und hoch und mit drei Fenstern versehen, die alle mit ausgesuchten Topfgewächsen besetzt waren. Die Wände waren mit kostbaren dicken Seidentapeten bekleidet. Die reich mit Vergoldungen verzierte Decke war mit schönen Malereien, Scenen aus dem alten Testament darstellend, decorirt. Die Diele war mit dicken türkischen Teppichen belegt. Die Möbeln aus vergoldetem Holz hatten Ueberzüge aus demselben schwarzen Seidendamast wie die Wände. Auf einem Tisch von Wallnußholz und mit eingelegter Arbeit von Gold standen einige schwere silberne Vasen, die sowohl durch ihre Form, wie durch ihre Arbeit Interesse erregten. Man fand bald, daß sie einige hundert Jahre alt waren.

Auf einem andern Tische von Ebenholz und mit eingelegter Arbeit stand ein künstlich gearbeiteter Schrein, in dessen Schooß irgend ein heiliges und theures Kleinod aufgehoben zu werden schien.

Neben dem Kamin stand eine Art kleinere Ottomane und ringsum waren in einem Halbkreis Fauteuils aufgestellt.

Aus einer auf dem Kamingesims sich befindenden Silberlampe verbreitete sich ein angenehmer Geruch, welcher das ganze Zimmer mit einem milden Duft erfüllte.

Auf jeder Seite des Kamins hatten zwei mit Büchern angefüllte Schränke ihren Platz. Eine Harfe stand in der einen Ecke und auf einem der schwellenden Sophas lag eine Mandoline.

Der Eindruck, den das Ganze machte, war ein angenehmer. Es kam Einem vor, als wenn dieses Vorgemach, oder wie man es nennen will, einer vornehmen Dame gehörte, welche, umgeben von Wohlgerüchen und Bequemlichkeiten, sich hier der Poesie und Musik widmete, um die äußere Welt zu vergessen und so ihre Tage in innigster Ruhe wegzuträumen.

Diese üppigen Gewächse in den Fenstern, diese in ihren vergoldeten Käfigen eingeschlossenen Vögel, diese Statuen in der Ecke des Zimmers, dieser von Weichlichkeit zeugende Comfort — Alles schien darauf zu deuten, daß die Eigenthümerin eine Frau sei.

Eine Viertelstunde, nachdem der Alte und der Knabe hinter der Thürgardine verschwunden waren, trat er wieder heraus.

Die dürftigen beschmutzten Kleider waren abge-

legt und jetzt trug er einen schönen persischen Schlafrock. Auch der kleine Elias hatte seine schmutzigen Kleider mit einem mit schneeweißem Seidenzeug gefütterten Tuchrock vertauscht.

Des Knaben Gesicht war blaß und sah mitgenommen aus. Die zwei Tage, welche seit seinem Ausgang aus diesem Hause verflossen waren, hatten hingereicht, um sein blühendes und fröhliches Aussehen zu zerstören. Auf des Kindes Stirne ruhte eine düstere Wolke. Die dunkeln, lieblichen Augen starrten vor sich hin.

Jacob ging zur Ottomane, warf sich auf dieselbe nieder und sprach mit milder Stimme:

„Jetzt, mein Sohn Elias, können wir von dem sprechen, dessen wir Zeugen gewesen.“

Dieser warf sich mit etwas wie einem schwachen Angstschrei in die offenen Arme des Vaters und brach dann in ein heftiges und gewaltsames Schluchzen aus.

Eine lange Weile verging, ohne daß der Vater ihn mit einem einzigen Worte zu beruhigen suchte. Der Alte schien einzusehen, daß die Wirkung, welche der Anblick von den bei Versailles ausgeübten Gräßlichkeiten auf Elias' unverdorbene Gefühle ausgeübt, eines Ausbruches bedürfe. Jeder Versuch, einen solchen zu hemmen, würde unklug und fruchtlos gewesen sein.

Nach Verlauf von kurzer Zeit wurde das Schluchzen weniger heftig und ging über in ein stilles Weinen.

Jacob legte schmeichelnd seine Hand auf das schwarzlockige Haar des Jungen und sagte freundlich:

„Du hast Recht gehabt, mein Sohn, zu weinen über die armen Opfer dieses wilden Auflaufs. Laß nun diese Worte Dich trösten: daß nichts geschieht, ohne daß es Gottes Wille ist. — Der Gott Abrahams weiß, was dem Menschengeschlechte gut und nützlich ist. Wir müssen uns beugen vor seiner strafenden Hand."

„Nein, Vater, Gott hat dies Alles nicht zulassen können!" rief der Knabe heftig und wandte sein in Thränen gebadetes Gesicht gegen den Alten.

„Des Herrn Wege sind unerforschlich, mein Kind. Wir können sie nicht erforschen und deßhalb müssen wir ohne Murren uns denselben fügen. Laß uns jetzt ein Gebet richten an den Gott unserer Väter."

Jacob las nun in einer Sprache, die für andere Ohren vollkommen fremd war, ein Gebet von ungefähr folgendem Inhalt:

„Lasse die Pläne der Bosheit vereitelt werden und ihre Bemühungen mißglücken; lasse das Laster verschwinden von der Erde und demüthige den Uebermuth, der Dir trotzen will! Gelobt sei Du, o Gott, welcher die Macht der Sünde zerbrichst und den Uebermüthigen demüthigst . . ."

Elias hatte gewiß zugleich mit dem Vater dieselben Worte hervorgestammelt: aber die Gefühle im Herzen des Kindes waren nicht von einer solchen Natur, daß sie mit ihnen übereinstimmte. Dort herrschte ein Chaos, welches sich nicht so bald entwirren sollte.

Nachdem der Alte sein Gebet vollendet, erschien Susanna und kündigte an, daß die Mahlzeit bereit sei.

Dieselbe wurde in einem kleinen, einfach möblirten Speisezimmer eingenommen; aber Elias rührte kaum die Speise an.

Als Jacob die Fragen Susanna's in Bezug auf ihr Ausbleiben beantwortete, schauderte Elias zusammen, aber er fügte kein einziges Wort dem Berichte hinzu, welchen Jacob über die Ereignisse in Versailles erstattete. Jacob überging auch alle Details und beschränkte sich bloß darauf, das unumgänglich Nothwendige zu erwähnen.

Alle Fragen, welche Susanna an Elias richtete, ob er sich gefürchtet u. s. w., ließ der Knabe unbeantwortet, und Jacob unterbrach sie mit den Worten:

„Laß Elias in Ruhe! Er ist ermüdet und kann keine Rechenschaft ablegen.“

Den ganzen folgenden Tag herrschte in dem finstern Hause in Rue . . . . eine vollkommene Stille. Nicht ein einziges Mal wurde die Thüre geöffnet. Die Läden vor den Fenstern blieben geschlossen. Man hätte leicht auf den Gedanken kommen können, daß das Haus unbewohnt sei.

Abends erschienen draußen vor dem Thore zwei junge, wie reisende Kaufleute gekleidete Männer. Der größte von ihnen zog einen Thorschlüssel aus der Tasche und öffnete, worauf beide hineingingen und das Thor hinter sich verriegelten.

„Hier ist,“ sprach der Eine von ihnen, „Gottlob, Alles stille und ruhig.“

„Eine unruhige Zeit,“ antwortete der Andere, „in der wir jetzt leben, da man sogar auf einer so

kurzen Reise, wie die, welche wir unternommen, fürchten muß, daß den zu Hause Gebliebenen Etwas begegnet sein müsse!"

Sie waren die erste Treppe passirt und eben im Begriff, die andere hinaufzusteigen, als die Thüre im ersten Stock sich öffnete und Vater Jacob, ein Licht in der Hand haltend, zum Vorschein kam.

„Ist es Nathanael und Isak?" fragte der Alte.

„Ja, Vater," lautete die Antwort.

„Gelobt sei der Herr, der Euch wohlbehalten nach meinem Hause zurückgeführt hat! — Meine Söhne, Euer Vater wünscht Euch beim Abendmahl zu sprechen. Er erwartet Euch."

Ein Paar Stunden darauf hatte Vater Jacob mit seinen drei Söhnen, Nathanael, Isak und Elias, sowie mit der Gattin des ältesten und ihren drei Kindern ihre Abendmahlzeit eingenommen.

Die jüdische Familie war jetzt in dem großen prachtvollen Zimmer versammelt. Das Haupt der Familie, Jacob, ruhte auf der Ottomane. Elias saß in einer Ecke am Kamin. Die beiden Enkel saßen auf Schemeln zu des Großvaters Füßen. Die älteren Söhne und die schöne, junge und blühende Schwiegertochter hatten sich in den Fauteuils niedergelassen.

Auf Aller Gesichter ruhte der Ausdruck eines tiefen Ernstes.

Die beiden Kleinen, welche sich sonst munter herumzutummeln pflegten, hatten jetzt ganz schweigsam ihre Arme gegenseitig um die Hälse geschlungen und lehnten die Köpfe an einander, gerade als wenn sie wüßten, daß etwas recht Wichtiges verhandelt werde.

Es schien, als wenn der Alte gerade eine Mittheilung geschlossen hätte.

Nathanael, der älteste Sohn, blickte traurig vor sich hin. Endlich brach er das Schweigen.

„Vater, Du hast Recht, Frankreich gleicht in diesem Augenblick einem Vulcan, und nur der Gott unserer Väter weiß, welches Ende die begonnenen Unruhen nehmen werden.“

„Das ist der Grund, meine Söhne, daß ich Euch zusammenberufen habe, damit Ihr einen Entschluß faßt, ob Ihr in Frankreich verbleiben oder wegziehen wollet.“

„Wie gedenkst Du selbst zu handeln?“ fragte Isak, und heftete einen Blick voll Liebe und Ehrfurcht auf den Alten.

„Welchen Entschluß ich gefaßt, werde ich Euch nachher mittheilen. Es ist jetzt mein Wille, daß Ihr frei und ohne alle Einwirkung von meiner Seite Euch entschließet.“

Wieder folgte ein langes Schweigen, welches diesmal von Nathanaels Frau unterbrochen wurde, die mit einem zärtlichen Blick auf ihren Schwiegervater sprach:

„Deine Söhne, Vater, werden am liebsten bleiben, wo Du bist, ob Du nun Frankreich verläßst, oder hier bleibst. Sie können sich eben so wenig die Möglichkeit denken, getrennt von Dir zu leben.“

„Esther hat Recht,“ fiel Nathanael ein. „Wir wollen uns nicht von Dir trennen.“

„Ihr müßt es thun; Du sowohl als Isak habt das Jünglingsalter hinter Euch. Ihr seid jetzt Männer und müßt Euch selber helfen können, ohne an

der Seite des Vaters zu stehen. Was Nathanael betrifft, so hat er eine dreifache Verantwortlichkeit, falls er in Frankreich verbleibt. Er hat Frau und Kinder, für die er sorgen und die er schützen muß. Für das Böse, was sie trifft, ist Nathanael verantwortlich. Er darf seine Pflichten gegen diese Wesen nicht vergessen."

Der Alte entrollte jetzt mit einer Art Seherblick ein Gemälde von der nächsten Zukunft, die Frankreichs harrte.

Es war, als wenn der Israelit eine Offenbarung gehabt von all dem Blute, welches die Erde Frankreichs trinken würde; denn er erzählte davon, wie wenn er ein Zeuge gewesen.

Während Jacobs klare und klangvolle Stimme diese wilde Prophezeiung aussprach, hatte Elias seine Ohren mit beiden Händen ergriffen, gerade als wenn er es verhindern wollte, daß die Worte zu denselben drängen.

Als der Alte mit seiner Rede zu Ende war, sprach Isak:

„Bist Du sicher, daß eine solche wilde Verheerung über das schöne Frankreich kommen werde?"

„Ja, mein Sohn, wenn sie nicht weiter geht, geringer wird sie nicht. Es sind Jahrhunderte der Unterdrückung durch Adel und Könige, welche von Säculum zu Säculum die Ereignisse vorbereitet haben, die sich jetzt entwickeln. Die Noth und die Volksaufwiegler kommen nur, um sie zu beschleunigen. Merke Dir das, mein Kind, je härter man eine starke Feder niederdrückt, desto heftiger springt sie wieder auf."

„Das ist gewiß wahr," fiel Nathanael ein; „aber wie unterdrückt und verfolgt ist nicht Israels Volk gewesen; wie geduldig hat es nicht durch Jahrhunderte das Joch der Unterdrückung getragen, ohne zu versuchen zu strafen, oder sich zu rächen."

„Wer weiß, mein Sohn, was die Kinder Israels gethan haben würden, wenn sie innerhalb der Gränzen ihrer väterlichen Erde versammelt gewesen, ob . . ."

„Nein, Vater," fiel der kleine Elias ein, „Israels Kinder würden nie so Etwas gethan haben. Sie würden nicht gemordet haben, sie würden sich nicht vom Blut haben überschwemmen lassen. Es sind nur Heiden, die so Etwas thun können."

Alle blickten verwundert auf den Knaben, welcher, nachdem er dies ausgesprochen, wieder den Kopf in seinen Händen verbarg.

„Kind," sprach der Vater mit strenger, ernster Stimme, „hast Du vergessen, daß der Gott unserer Väter es jedem rechtdenkenden Juden auferlegt, alle Menschen unter allen Nationen, die des Himmels und der Erde Schöpfer verehren, wie seine Brüder zu lieben? Nun wohl, Elias, Deine Aeußerung athmete Hochmuth und bewies, daß Du das Volk, unter welchem Du lebst, nicht richtig beurtheilen willst. Nehme Dich in Acht, mein Junge, daß sich keine Eigenliebe in Deine Seele einschmuggelt, so daß Du glaubst besser zu sein, als Andere! Demuth vor dem Herrn ziemt sich Israel."

Elias verblieb unbeweglich, ohne durch ein einziges Zeichen zu erkennen zu geben, daß er das, was der Vater sagte, verstand, oder hörte.

Die Augen Jacobs ruhten eine Weile auf ihm; dann rief er den Jungen zu sich.

„Hörtest Du was Dein Vater sagte?“ fragte der Alte mit Ernst. „Hast Du auch meine Worte verstanden?“

In den Augen des Jungen blitzte es; als er aber dem milden Blick des Vaters begegnete, stammelte er gerührt:

„Ich werde versuchen zu lernen, sie zu verstehen.“

„Dann bin ich zufrieden. — Du bist immer ein mildes, fröhliches und gehorsames Kind gewesen, hast Deinen Gott geliebt, Deinen Vater verehrt und Deine Mitmenschen gerne gehabt. Bleibe was Du warst.“

Jacob küßte den Jungen auf die Stirne. Dieser kehrte schweigend zu seinem Platz zurück, wo er seine vorige Stellung einnahm. In Gedanken wiederholte er:

„Bleibe was Du warst.“ Darauf fügte er mit einem Seufzer hinzu: „Ich werde nie, nie mehr werden, was ich war.“

Während der kleine Elias sich seinen traurigen Betrachtungen überließ, fuhr man fort zu erwägen. Das Resultat war, daß Nathanael und Isak ihren Entschluß aussprachen, Frankreich zu verlassen; was der Alte billigte.

„Es ist also entschieden, daß wir uns trennen sollen,“ sagte Jacob, nachdem er den ältern Söhnen mitgetheilt, wie es mit seinem Vermögen stände. Er hatte es schon in vier gleiche Theile getheilt, einen für sich, einen für Nathanael, einen für Isak und einen für Elias.

„Wie, Vater,“ riefen die beiden ältesten Söhne,

„gedenkst Du auf dem Schauplatze aller der Gräßlichkeiten, welche Du vorausgesagt, zu verbleiben?"

„Ja, ich bin in Frankreich geboren, habe dort mein ganzes Leben zugebracht, habe meine Eltern und meine Gattin in seiner Erde verwahren gesehen, und ich will dort sterben."

„Aber," riefen die Söhne, „wo Du bist, können wir auch sein. Die Gefahren, welche Dir drohen, wollen wir theilen!"

„Nein, Kinder, Ihr seid jung, und was Ihr jetzt beschlossen, muß feststehen. — Ich will es!"

Eine Pause trat ein.

„Du, Nathanael, beabsichtigst also nach England zu gehen?"

„Ja!"

„Und Du, Isak, folgst Deinem Bruder?"

„Nein. England ist mir immer lieb gewesen, aber ich ziehe nach dem Norden."

„Die Bevölkerung des Nordens ist halb barbarisch, mein Sohn."

„Für den Juden, mein Vater, kommt es auf eins heraus, ob er sich in einem civilisirten oder barbarischen Lande aufhält. In ihrem Benehmen gegen ihn sind Alle Barbaren."

Isak machte diese Aeußerung in einem bitteren Tone.

„Wohlan, es sei wie Du willst; aber da Du das väterliche Haus verläßest, so nehme keine Bitterkeit oder Unwillen gegen andere Leute mit auf die Reise. Erinnere Dich, daß, da der Herr alle diese Leiden über Israel hat ergehen lassen, so ist es deshalb geschehen, damit er die Treue und Ergeben-

heit seines Volkes prüfen könne. Derjenige, welcher klagt, murrt und droht, hat keine Demuth vor dem Herrn, unserem Gott, aufzuweisen. Bevor die Kinder Israels nicht die Züchtigung des Herrn geduldig ertragen, wird ihr Schicksal nicht verändert. Seid deshalb fest im Glauben, demüthig in der Prüfung und geduldig in Leiden."

Isak verbeugte sich und stammelte:

„Ich werde Deine Worte bewahren und sie Früchte tragen lassen in meinem Herzen."

„Dank für das Versprechen. — Ich will daran glauben und mich darauf verlassen, wenn Ihr mich verlassen und meine Gedanken zu Euch wallfahrten. Jetzt zu einer andern wichtigen Frage: Da ich beschlossen habe, hier zu leben und zu sterben, so bin ich auch entschlossen, es allein zu thun. Meine grauen Haare, meine reiche Erfahrung, meine Fähigkeit zu entsagen, zu schweigen und mich zu vertragen, so daß Niemands Aufmerksamkeit sich auf den alten Juden richtet — das Alles macht, daß ich hoffe, den Gefahren entgehen zu können, die Euch treffen könnten. Ihr seid jung und habt ein hitzigeres Blut. Außerdem wird die Gewißheit, Euch ohne Gefahr zu wissen, mich ruhig machen. — Genug, ich werde hier allein bleiben. Elias ist noch ein Kind. Einer von Euch muß an meine Stelle treten und ihn zu sich nehmen . . ."

„Vater," schrie Elias und stürzte hervor. „Wenn Du mich von Dir jagst, will ich nicht leben. Nein, wenn ich nicht an Deiner Seite in Frankreich bleiben kann, dann gehe ich in die Seine." Der Junge warf sich auf die Kniee und rief, indem er die Hände

in die Höhe streckte, mit leidenschaftlicher Heftigkeit: „Bei dem Gott meiner Väter schwöre ich, daß ich eher Hand an mein Leben legen werde, als mich von meinem Vater und Frankreich wegführen lassen."

Bei diesen Worten des Elias leuchteten Jacobs Augen mit einem eigenen milden Glanze.

„Des Herrn Wille geschehe! Ich werde den Schwur, welchen Du gethan, ehren. Du magst bleiben."

Ein Paar Wochen darauf hatte Nathanael, seine Frau und Kinder das dunkle Haus in der Rue.... verlassen.

Jacob Levitain wohnte jetzt allein in der gemeinschaftlichen Wohnung mit seinem Sohn und seiner jüdischen Dienerin Susanna.

Gleich wie der kleine Elias wollte Susanna lieber sterben, als den Dienst „Vater Jacobs" verlassen.

Nach dem wilden Ausbruch vom 5. und 6. October blieb Paris wieder ruhig. Jeder kehrte jetzt zu seinen täglichen Geschäften zurück.

Während der Sitzungen der constituirenden Versammlung sah man bisweilen Jacob mit dem kleinen Elias an der Hand auf die Gallerien hineinschleichen und an irgend einem versteckten Platz den Verhandlungen mit gespannter Aufmerksamkeit zuhören. Man konnte sagen, daß das Gesicht des Juden den Ausdruck wechselte, je nach dem Charakter, den die Debatten annahmen. Er schien ihnen mit einem Interesse zu folgen, das ihn ganz und gar beherrschte.

Sobald Mirabeau die Tribüne bestieg, um zu reden, faßte Jacob den Arm des Elias und flüsterte:

„Bewahre die Worte jenes Mannes in Deiner Seele und sein Gesicht in Deinem Gedächtniß!“

Jacob folgte mit gespannter Aufmerksamkeit den Verhandlungen und Beschlüssen der Versammlung über die Aufhebung der Erblichkeit des Adels, als Etwas, was gegen das demokratische Princip streite. Alle solche Geburtstitel, Wappen, Orden, Einrichtungen und Symbole, welche an die Tage der Knechtschaft erinnerten, sollten abgeschafft werden.

Seit dieser Beschluß gefaßt war, schien Vater Jacob von einer heiligen und innigen Freude ergriffen zu sein. Eines Tages äußerte er gegen Elias:

„Gott wird durch Mirabeau das französische Volk über sein wahres Bestes aufklären. Von Frankreich wird die Botschaft der Freiheit ausgehen an alle Bewohner der Erde.“

Mit derselben finstern und gedankenvollen Miene, welche er seit den Octobertagen beibehalten, hörte Elias den Aeußerungen des Vaters zu. Die Worte machten keinen merklichen Eindruck auf ihn. Er schien kein Gefühl dafür zu haben.

Daß Elias für den großen Mann Interesse hegte, konnte man daraus entnehmen, daß er, als der Vater einige Tage nicht hinging, um den Verhandlungen der constituirenden Versammlung zuzuhören, diesen fragte:

„Nun, Vater, sollen wir nicht hingehen und Mirabeau hören?“

So verging die Zeit.

Der Jahrestag der Zerstörung der Bastille nahte heran. Derselbe sollte durch ein großartiges Fest, das Föderationsfest genannt, gefeiert werden.

Früh am Morgen des merkwürdigen Tages zogen Jacob und Elias hübsche, aber einfache Kleider an, die ihnen das Aussehen von anständigen Handwerkern aus irgend einer Vorstadt gaben. Als sie fertig und im Begriff waren auszugehen, sagte Jacob:

„Jetzt, Elias, werden wir Zeugen eines feierlichen und großartigen Festes sein. Du weißt wohl, was es für ein Tag heute ist?“

„Freilich weiß ich das,“ antwortete Elias; „aber warum wird er gefeiert? Man mordete ja am 14. Juli gerade wie am 5. und 6. October. Ich meine, es sei keine Freude daran zu denken.“

„Wenn ein Volk wie das französische,“ antwortete Jacob, „an seiner Freiheit arbeitet, da darf man nicht das Blut berechnen, welches diese Freiheit kostet. Die Einnahme der Bastille wird immer als eine ehrenvolle That des Pariser Volks betrachtet werden. Innerhalb der Mauern derselben ist so viel Blut und sind so viele Thränen geflossen, daß man annehmen könnte, die Steine seien damit getränkt. Die Tyrannen haben sie ausgepreßt; das französische Volk hat die Spuren davon in dem Augenblick verwischt, in welchem es dieses Nest vernichtete, wo so manche Schändlichkeit begangen worden war.“

„Es scheint Dir also, Vater, daß das Volk recht handelte, als es den Gouverneur ermordete?“ Elias blickte den Vater scharf an.

„Ich meine, daß das Volk groß gehandelt, als

es die Bastille niederriß. Man darf nicht an die Leben denken, welche dabei zu Grunde gingen. Die Unterdrückung ruft immer gewaltsame Handlungen hervor; merke Dir das."

„Nicht immer. Du hast gesagt: ‚Israels Kinder sollen fest im Glauben, demüthig in der Prüfung, und verträglich in Leiden sein und ohne Murren die Ungerechtigkeit ertragen, indem sie sich unter die Züchtigung des Herrn beugen.' Wenn nun dieses für Israel gilt, warum gilt es denn nicht auch für die Franzosen?"

„Kind, das Volk Israels ist aus seinem Vaterlande vertrieben worden. Es ist über die ganze Erde zerstreut. Dies ist deshalb geschehen, damit es unter unaufhörlichen Entsagungen und Leiden sich zum Guten entwickle und den alten Sauerteig überwinde, damit es zu einer höheren moralischen Entwicklung gelange. Wenn es dieses Ziel erreicht hat, wird es wieder gesammelt und vereinigt zu einem Gott gefälligen Volke."

„Sind denn andere Völker nicht Gott gefällig?" fragte Elias.

„Der Herr liebt alle Bewohner der Erde; aber das Volk Juda ist das älteste und ihm deshalb das liebste. Der Erstgeborene steht dem Vaterherzen am nächsten. Aber lassen wir das! Wir müssen gehen."

Jacob und Elias wanderten nach dem Platz der Bastille, wo die verschiedenen Abtheilungen der Föderirten sich mit ihren Fahnen und Musikcorps versammelten.

Mit einer Truppe bewaffneter Kinder als Vor-

trab und einem Bataillon bewaffneter Greise als Nachtrab setzte sich der Zug in Bewegung. Er rückte vor gegen die Tuilerien, wo der König mit seinem Hof sich an denselben anschloß.

Jacob mit Elias an der Hand folgte mit von dem Platze der Bastille bis zum Marsfelde. Als sie dahin gelangt waren, hob Jacob Elias auf seine Schulter, damit er die Feierlichkeiten sehen könne.

Auf einem fünfundzwanzig Fuß hohen, mit einer Treppe versehenen Sockel war der Altar des Vaterlandes errichtet. Eine theatralische Estrade umgab denselben. Mitten auf diesem standen zwei Stühle. Der eine war für den König, der andere für den Präsidenten der Nationalversammlung. Hinter dem Ersteren hatten die Minister ihre Plätze.

Beide Seiten der Estrade wurden von den Mitgliedern der Nationalversammlung eingenommen.

Die Königin und der Hof befanden sich auf einer Gallerie.

Dreihundert Priester in vollem Ornat lasen eine feierliche Messe.

Als der Gottesdienst zu Ende war, trat der General Lafayette vor an den Altar des Vaterlandes und legte im Namen der Föderirten Frankreichs mit lauter Stimme den Mitbürgereid ab.

Vierhundert tausend Männer wiederholten die Worte:

„Ich schwöre es!"

Jacob drückte den Sohn fest an seine Brust und flüsterte:

„Auch ich schwöre es!"

„Schwörst Du, mein Vater, ein Bruder von die-

sen zu sein?" fragte Elias und faßte mit beiden Händen des Vaters silberlockigen Kopf.

„Ja, ich schwöre, den Gesetzen und dem König treu zu sein und Frankreichs Volk zu lieben wie ein Kind von meinem eigenen Stamm!" antwortete Jacob und blickte mit einem milden Ausdruck in die blitzenden Augen des Jungen.

Der Blick des Vaters hatte einen so liebevollen und versöhnlichen Ausdruck, daß das Feuer in Elias erlosch. Er ließ den Kopf des Alten los und seufzte.

Nachdem das Echo von dem feierlichen: „Ich schwöre es!" verhallt war, trat der König an den Altar des Vaterlandes, und legte mit ruhiger, ernster und lauter Stimme einen Eid ab, treulich das Grundgesetz heilig halten zu wollen. Mit stürmischem Jubel dankte das Volk für den abgelegten Eid.

Der König schien gerührt. Er war es auch, denn trotz allen seinen Schwachheiten besaß doch Ludwig der Sechszehnte ein edles Herz, welches innig Frankreich und dessen Wohl liebte.

Selten hat ein Monarch aufrichtiger gewünscht das Glück seines Volkes zu befördern als er, und eben so selten ist das Bestreben diesen Wunsch auszuführen so vollkommen mißglückt, wie dies bei Ludwig dem Sechszehnten geschah.

Es war gerade, als wenn es vorher im Buche des Schicksals geschrieben gewesen, daß dieser milde, gute, rechtdenkende und sittliche Regent als ein Opfer fallen solle für die Sünden seiner Vorgänger. Sein unschuldiges Blut sollte die Missethaten der Väter sühnen.

Edler, beklagenswerther König, von Geschlecht

zu Geschlecht wird man weinen beim Andenken an Dein Martyrthum! Doch — es war nicht darüber, daß wir sprechen wollten.

Der Ausdruck von Wärme, welcher in der Danksagung des Volkes lag, ergriff die Königin. Die stolze Tochter Maria Theresia's vergaß ihren Unwillen gegen dieses trotzige Volk, das ihr so viele bittere Stunden bereitet. Sie glaubte einen Augenblick an die Möglichkeit, glücklich sein zu können als die Gemahlin eines constitutionellen Königs.

Von diesen besseren Gefühlen ihres Herzens beherrscht, stand sie auf von ihrem Platz, hob ihren Sohn in die Höhe und hielt ihn gegen das Volk, indem sie rief:

„Hier ist mein Sohn, ich und er theilen die Gesinnungen des Königs!"

Die Freude des Volks über diese Worte machte sich Luft in enthusiastischen Beifallsbezeugungen. — Es glaubte in Wahrheit an die Einigkeit, der diese Feierlichkeit geweiht war.

„Wie schön sie ist!" flüsterte der kleine Elias, während er seine Blicke fest auf die Züge der Königin heftete. „Vater, diese haben trotzdem diese Menschen ermorden wollen!"

„Stille, mein Kind!" ermahnte Jacob.

Er und Elias waren von ganz ungleichen Gefühlen beherrscht.

Der alte Mann, welcher seinen Blick auf die Zukunft gerichtet, vergaß in diesem Augenblick gänzlich, daß es verschiedene Nationen und verschiedene Interessen gebe. Er dachte sich die Erde als ein gemeinschaftliches Land, und dessen Bewohner als ein Volk.

Seine Ideen waren zu groß und weitumfassend, um von der ihn umwogenden Menge, oder von dem Kinde, welches er auf seinen starken Armen trug, verstanden werden zu können. Es waren Ideen der Liebe und der Bildung und sie machten ihn alle eigenen Leiden und alle individuellen Gefühle vergessen.

Dieses Verbrüderungsfest, bei welchem Volk und König auf Einmal die Sache der Freiheit besiegelten, war für Jacob von so großer Bedeutung, daß ein Gefühl unermeßlicher Liebe seine Brust erfüllte.

Während so die Gedanken Jacobs sich um die hohe und große Weltanschauung drehten, waren die des jungen Sohnes dunkel und bitter.

Mit einem gewissen forschenden Blick hatte das Kind seine Augen in der Volksmasse herumschweifen lassen. Er wollte in ihren Gesichtern die Theilnehmer an dem Zug nach Versailles wieder erkennen.

Er betrachtete diese 400,000 Menschen nur als eine Räuberbande.

Da ihre Augen vor Freude glänzten, so kam es ihm vor, als wenn sie aus Mordlust lachten. Ihr Freudenruf klang in seinen Ohren wie Rachegeschrei. Er konnte nichts Anderes aus seinem Kopf heraus kriegen, als daß diese Hände von Blut gefärbt wären.

Endlich kam es Elias, als man nach Paris zurückkehrte, unbegreiflich vor, daß diese Volksmasse sich nicht über den König, die Königin, die National-versammlung und die Truppen stürzte, um sie zu masacriren.

Ich verabscheue sie, dachte Elias in denselben Augenblick, in welchem Jacob seine Gedanken in Liebe alle Bewohner der Erde umschweben ließ. Nie

mehr, fuhr Elias in Gedanken fort, werde ich die Christen leiden können. Sie sind nichts als Mörder. Ich werde immer Blut an ihren Händen sehen.

Er ging seine gräßlichen Erinnerungen durch. Bei jeder einzelnen wuchs sein Unwille gegen die Christen, besonders gegen die Franzosen.

Elias hatte während der letzten Monate sein Inneres den Worten des Vaters verschlossen, so daß nicht einmal ein Echo davon in seinem Herzen wiederklang.

Er konnte das Blut, welches er fließen gesehen, nicht vergessen, und er wollte nicht hören auf die von einer Versöhnung und höhern Weltanschauung zeugenden Gedanken, die sein Vater aussprach.

Die einzigen Wesen, denen er, außer dem Vater, etwas Mitleid und Theilnahme schenkte, waren: erstens Ludwig der Sechszehnte, weil das Volk seine Leibwache ermordet; und dann die Königin, weil sie hübsch war und der Pöbel sie während der Octobertage hatte ermorden wollen.

Der einzige, den er nicht für ein blutdürstiges, wildes Thier ansah, war Lafayette, weil er dem Blutbad Einhalt gethan.

Mirabeau schenkte er seine Bewunderung. Dieses geschah nicht deshalb, weil Elias seine Beredtsamkeit verstand oder die Macht seines Genies zu würdigen wußte, sondern nur weil seine Stimme den Jungen bezauberte.

Wenn er Mirabeau sprechen hörte, so kam es ihm vor, als wenn dieser Mann allein die Räuberbande zurückhielt, daß sie nicht Alles um sich herum ermordete und verwüstete.

Im Uebrigen betrachtete der Junge das ganze französische Volk mit Eckel und Verachtung.

Wenn irgend ein vorbeigehender Franzose zufällig seine Kleider berührte, schüttelte Elias immer den Staub ab, als wenn die Berührung mit einem Christen ihn verunreinige. Ehe man ihn dazu bewogen hätte, Jemand Anderem als einem Juden die Hand zu reichen, hätte er sie gewiß abhauen lassen.

Jacob lebte in gänzlicher Unkenntniß von dieser Richtung in den Gefühlen seines Sohnes und ahnte nicht, daß sein Sohn sich zu einem fanatischen Juden entwickelte, welcher einst ebenso intolerant werden sollte, wie Jacob aufgeklärt und liberal war.

Als Vater und Sohn nach den Festlichkeiten am 14. Juli heimgekehrt waren und sich in dem großen, prachtvollen Gesellschaftszimmer befanden, sagte Jacob zum Sohne:

„Nun, Elias, wie gefiel Dir das Fest?"

„Mir gefiel," antwortete Elias, „der König, weil er gütig aussah, die Königin, weil sie schön war, und Lafayette, weil er so laut und deutlich sprach."

Jacob lächelte und klopfte den Jungen mit den Worten an den Kopf:

„Du bist zu viel Kind, um die Bedeutung von dem, was Du gesehen, zu verstehen, deshalb richtest Du Deine Aufmerksamkeit auf Einzelnheiten. Komm her und setze Dich zu meinen Füßen, so will ich Dir das erklären!"

Elias trat an seinen Vater heran, aber statt sich auf das Kissen zu den Füßen des Vaters zu setzen,

warf er sich auf die Kniee an seiner Seite. Seine Arme auf die des Vaters stützend sagte er dann;

„Vater, Du brauchst nichts zu erklären. Ich weiß, daß durch dieses Fest Alle Brüder werden sollten; aber ich weiß auch, daß nicht ein Einziger von diesen Christen sich als Bruder des Juden Jacob betrachtete. Darum, Vater, kam mir Alles das wie vergebliche Mühe vor."

Jetzt ruhten die Arme des Elias um den Hals des Vaters, und er fügte hinzu:

„Haben meine Worte Dich betrübt, so vergebe mir; aber ich kann die Christen nicht lieben. Mit Blut ist ihr Gott abgemalt und in Blut fahren sie fort ihn zu verehren."

„Kind," fragte Jacob, „hassest Du die Christen?"

„Ja," antwortete Elias mit fester und bestimmter Stimme.

Der Alte schob ihn langsam von sich und sprach bekümmert:

„Habe ich Dich so schlecht den Glauben unserer Väter gelehrt, daß Du meinst mit Haß im Herzen dem Herrn dienen zu können? Habe ich Dir so schlecht die Lehre eingeprägt, alle Völker der Erde zu lieben und für sie zu beten?"

„O Vater, Deine Worte sind liebevoll gewesen, wie Du selbst; aber ich kann sie nicht verstehen, ich . . ."

Hier wurden sie durch drei heftige Schläge an das Thor unterbrochen. Elias schwieg plötzlich mitten im Satze, und Jacob stand eiligst auf. Das Gesicht des Alten schien zu verrathen, daß er durch dieses Klopfen überrascht sei, denn ein solches war,

seit die Söhne Frankreich verlassen, nicht am Thore gehört worden.

Susanna kam hereingestürzt und fragte:

„Vater Jacob, es klopfte dreimal, was mag das bedeuten?"

„Das bedeutet, daß ich selbst gehe und aufmache," sagte Jacob, worauf er die Blendlaterne Susanna's nahm und eiligst das Zimmer verließ.

Ohne zu fragen, wer es sei, öffnete Jacob schleunigst das Thor.

Ein hochgewachsener, in einen Mantel gehüllter und mit einem breitkrämpigen Hut bedeckter Mann trat herein, indem er ganz leise flüsterte:

„Seid Ihr es selbst, Levitain?"

„Ja, gnädiger Herr," stammelte Jacob mit bewegter Stimme und ließ das Licht auf sein Gesicht fallen.

„Gut, ich komme, Euch um den Dienst zu bitten, den Ihr schon so lange gewünscht habt mir zu leisten."

„Der Höchste hat also in Gnaden meine Bitte erhört," sagte Jacob. „Wollt Ihr hinaufsteigen, gnädiger Herr!"

Jacob ging dem hochgewachsenen Manne, dessen Gesicht ganz und gar von dem breitkrämpigen Hut überschattet wurde, mit dem Lichte die Treppe hinauf voran.

Als sie in das Gesellschaftszimmer eintraten, entließ Jacob schleunigst Susanna und Elias.

Der Fremde war im Dunkeln stehen geblieben, sowohl seinen Mantel als seinen Hut aufbehaltend, bis Jacob und er allein waren; dann warf er beide ab mit den Worten:

„Wie viele Jahre sind verschwunden, seit ich das letzte Mal dieses Zimmer betrat, und doch ist Alles hier wie damals, obgleich sich Alles außerhalb dieses Hauses so sehr verändert hat.“

Er warf sich in ein Fauteuil, fuhr mit seiner großen, aber blendend weißen Hand über die Stirne, die hoch und gewölbt war wie ein Tempel; hierauf kreuzte er die Arme über der Brust, richtete den Blick auf die Räucherlampe, welche auf dem Kamine stand, und schien in Gedanken vertieft.

Das Licht von dem auf dem Tische stehenden Kandelaber fiel auf die Züge des Fremden, welche beim ersten Anblick zu gleicher Zeit etwas Häßliches und doch Anziehendes an sich hatten.

Es lag darin Etwas vom Löwen, so grob und verschlossen kamen sie Einem vor, aber nichtsdestoweniger wurde das Auge von ihnen gefesselt. Die Stirne wurde von einem eigenen Schimmer oder richtiger Wiederschein von dem Blitzen aus diesen Augen umgeben, welche leuchteten, flammten und sprühten von Geist. Man meinte in diesem von Blattern mitgenommenen, von Leidenschaften etwas erschlafften, aber von Energie und Intelligenz strahlenden Gesicht zu lesen, daß der Eigenthümer mit einem solchen Maße von Genie begabt sei, daß eine höhere Macht ihn bestimmt hätte, große Thaten zu vollziehen und in die Weltereignisse einzugreifen.

Nach einem ziemlich langen Stillschweigen hob sich die Brust des Fremden von einem Seufzer und er wandte sich an Jacob, indem er ihn in halb traurigem Tone folgendermaßen anredete:

„Das Gedächtniß ist wie ein Gespenst, es drängt sich uns auf, ohne daß wir es wollen, und zieht dann die Seele mit sich. Wir können in solchen Augenblicken die Gegenwart vergessen, als wenn diese uns nicht genug zu thun gäbe. Wir sollten nicht auf das zurückschauen, was gewesen ist und nicht geändert werden kann, sondern immer den Blick auf die Zukunft gerichtet haben.“

Er stand auf, ging auf Jacob zu und sprach, indem er seine Hand auf seine Schultern legte, mit einem Lächeln, welches ihn fast schön machte, Folgendes:

„Sie sind verdrießlich darüber gewesen, daß Sie nicht die Schuld an mich haben zahlen können, in welcher Ihr zu sein glaubt. Ich auf der andern Seite war zufrieden, zu wissen, daß es einen Menschen gebe, der sich als meinen Schuldner betrachtete. Mon cher Levitain, Sie sind wirklich der Einzige, welcher meint, mir Etwas schuldig zu sein. — Sie haben mich über zwanzig Jahre mit Ihrer Dankbarkeit verfolgt und mich flehentlich gebeten, mir einen Dienst erweisen zu dürfen. Ihr habt mir angeboten, daß ich Euer Gold verschwenden sollte, und ich, ein Roué, ohne Vermögen und ohne Gewissen, habe trotzdem während so vieler Jahre mich geweigert, Etwas von Euch anzunehmen. Wer sollte wohl das von mir glauben?“

„Alle, welche Euch kennen, gnädiger Graf!“

„Mich kennen!“ Der Fremde machte eine stolze Bewegung mit dem Kopf, und fuhr in einem nachlässigen Ton fort: „Das thut noch Niemand. Was Sie anbetrifft, Levitain, so haben Sie keinen beson-

deren Grund, weder mich zu bewundern noch zu lieben. Ich habe eigentlich Nichts für Sie gethan."

„Nennen Sie das Nichts, Herr Graf, daß Sie zweimal das Leben meiner Gattin gerettet?"

„Was aber trotzdem Ihre Gattin nicht am Sterben-verhinderte. — Doch, lassen wir das! Ich bin jetzt hier, um Euch Eure vermeintliche Dankbarkeitsschuld an mich bezahlen zu lassen. Was ich jetzt von Euch verlangen will, ist zehnmal mehr, als was ich für Euch gethan."

„Gnädiger Graf, das Kapital meiner Dankbarkeit hat so viele Zinsen getragen, daß es sich viele tausend Male verdoppelt hat. Sie können deshalb nichts fordern, was dem an Werth gleichkomme."

„Ich weiß, wie freigebig Sie sind. Auch sind Sie ein Jude, zu dem ich ein so großes Vertrauen habe, daß ich Euren Händen das anvertrauen will, was das liebste für mein Herz ist. Sie sind ein Freund, auf dessen Redlichkeit Mirabeau sich verläßt!"

Dieser Mann, welcher in das Haus Jacobs eingetreten war, war also Nichts mehr oder weniger als Honoré Gabriel Victor Riquetti Graf von Mirabeau.

Nachdem er diese Worte gesprochen, ging er ein Paar Mal auf und ab im Zimmer, ohne darauf zu achten, daß seine Worte einen Ausdruck von Befriedigung auf dem Gesichte Jacobs hervorgerufen hatten. Darauf stand:

„Ich fühle mich stolz auf diese Worte, aber ich weiß, daß ich sie verdient habe."

Nach einigen Augenblicken begann Mirabeau wieder:

„Es gibt da ein junges Mädchen — es ist noch ein Kind — das mir theuer ist. Ich wünsche, es Euren Händen anzuvertrauen, Levitain. Das heißt, Ihr müßt versprechen, daß wenn ich in diesen stürmischen Zeiten plötzlich sterben sollte, Ihr Euch seiner ganz und gar annehmen werdet. — Ihr sollt, wenn ich fort bin, ihr eine Erziehung geben, die ihres Vaters würdig ist, und einst, wenn Frankreich Ruhe und Freiheit errungen, sie zu ihrer Mutter zurückbringen, die jetzt gezwungen ist von ihr getrennt zu leben. Was ich von Euch fordere ist also, daß Ihr nach meinem Tode die Rolle eines Vaters für die Elternlose übernimmt. Ich habe kein Erbe ihr zu geben. Das Einzige, was ich in meinem Testament hinterlasse, sind diese Papiere, welche ich hiermit Euch zum Aufheben übergebe. Sie haben keinen Geldwerth, aber sie sind von großer Wichtigkeit für das Kind, welches sie betreffen, denn sie enthalten Aufklärungen über ihre Geburt.“

Mirabeau übergab Jacob ein kleines Paquet und fügte mit einem freundlichen Lächeln hinzu:

„Ihr seht, Levitain, wie sicher ich meiner Sache bin, da ich nicht einmal auf eine Antwort oder ein Versprechen warte, bevor ich Euch diese Papiere übergebe.“

„Und Ihr habt Recht gethan, gnädiger Graf. Das Wesen, welches Ihr meiner Fürsorge anvertraut, wird mir theurer sein, als wenn es meine eigene Tochter wäre. Ich schwöre es beim Gott meiner Väter.“

Mirabeau reichte Jacob die Hand mit einem: „Dank Dir, mein Freund!" Er setzte sich wieder in das Fauteuil und fuhr in einem leichten und scherzenden Ton fort: „Wenn es auch immer ein Glück ist, Vertrauen zu seinem eigenen Urtheil zu haben, so ist es doch bisweilen gefährlich sich selbst zu vertrauen; darum habe ich auch jetzt ganz den Glauben an meine eigene Kraft bei Seite geschoben; denn wenn wir auch sonst keinen andern Besieger haben, so haben wir doch den Tod. Darum habe ich jetzt meine Rechnungen mit dem Leben in Ordnung gebracht, so daß selbst jener Beherrscher nicht im Stande sein wird meine Plane zu kreuzen. Ich hoffe auch, daß er aus Höflichkeit gegen meinen Vorbedacht mich nicht zu bald von der Tribüne entfernen wird."

Er fing nun an von anderen Dingen zu sprechen. Der geistreiche Mann tauschte dabei seine Gedanken mit dem anspruchslosen und ungewöhnlich gebildeten Juden aus.

Die Zukunft Frankreichs und die Freiheit und Selbstständigkeit, welche es sich erringen würde, malte Mirabeau mit eben so derben wie genialen Pinselstrichen.

Levitain hörte zu mit gedankenvoller Miene und fiel, als sein Gast schwieg, traurig ein:

„Aber, gnädiger Graf, habt Ihr überlegt, wie viel Blut diese Freiheit kosten wird?"

„Wenn man ein großes Ziel vor Augen hat, muß man stets den Blick darauf gerichtet halten, ohne ihn auf etwas Anderes zu richten. Wenn es sich um das Wohl der Nationen handelt, verschwinden die Individuen."

Mirabeau nahm seinen Hut und Mantel und verabschiedete sich einige Augenblicke darauf.

Die durch Mirabeau's Ankunft unterbrochene Unterredung zwischen Jacob und Elias wurde nicht so bald wieder angeknüpft, da Elias den Tag nach dem Besuch des großen Mannes von einer heftigen Gehirnentzündung angefallen wurde.

Mehrere Wochen schwebte er zwischen Leben und Tod. Nachdem die Gefahr vorüber war, stellte sich eine andere Befürchtung ein, die nämlich, ob nicht die schwere Krankheit schädliche Folgen für den Verstand des Knaben hinterlassen würde.

Der Sommer verging, der Herbst auch, und man schrieb 1791.

Noch ruhte Elias auf dem Sopha und sah einem Schatten ähnlicher als einem lebenden Wesen.

Bekümmerung und Angst malten sich auf den Gesichtern von Jacob und Susanna. Beide hatten den Knaben lieber als alles Andere.

Elias war auch früher ein ungewöhnlich liebliches Kind gewesen. Mit einer fröhlichen, spielenden und liebenswürdigen Laune hatte er ein zartes und gutes Herz und eine für sein Alter merkwürdige Intelligenz vereinigt. Es war deshalb kein Wunder, daß der Vater und die Dienerin ihn liebten und mit Zittern an die Möglichkeit dachten, daß das fröhliche Kind für seine Lebenszeit in einen armen Irren verwandelt werden könnte.

Mit tiefer Trauer im Herzen erinnerte sich jetzt Jacob, daß der Knabe seit den Ereignissen in Ver-

sailles ganz verändert gewesen sei. Der alte Mann machte sich bittere Vorwürfe, daß er nicht ernstlich versucht hatte, die Ursache zu dieser Veränderung, die, nach seiner Auffassung, vielleicht die Ursache der ganzen Krankheit war, zu ergründen.

Erst am Schluß des März fing Elias an mehr Klarheit in Rede und Gedanken an den Tag zu legen. Er konnte dann fertige und kluge Antworten geben.

Der Arzt gab die beste Hoffnung. Die Wolke auf Jacobs Stirne hellte sich auf. Nur die allerzwingendste Nothwendigkeit konnte ihn vermögen, auch nur auf einige Augenblicke den Sohn zu verlassen.

Am Abend des 1. April saß Jacob, wie gewöhnlich, bei Elias und las ihm einige Gebete vor. Der Junge hatte selbst den Vater darum gebeten.

Es war der erste Wunsch, den er aussprach, seit er krank geworden.

In demselben Augenblick, in welchem er mit dem Lesen fertig war und das Buch weglegte, ertönten drei Schläge an das Thor. Jacob nahm die Blendlaterne und begab sich hinunter. Als er dem Klopfenden öffnete, trat ein Bursche in's Thor und sagte:

„Seid Ihr Vater Levitain?"

„Ja!"

„Graf Mirabeau hat mich hieher gesandt. Er wünscht Euch baldigst zu sprechen. Der Graf ist krank."

„Bevor Ihr zum Grafen zurückgekehrt seid, werde ich dort sein," antwortete Jacob und ließ den Boten hinaus.

Einige Augenblicke darauf verließ Jacob seine Wohnung. Spät in der Nacht kehrte er zurück mit schweren Schritten.

Er trat eiligst an das Bett seines Sohnes und beugte sich darüber, um zu sehen, ob Elias schlief.

„Gott sei Dank, daß Du zu Hause bist, mein Vater!" flüsterte Elias, welcher mit offenen Augen dalag. „Ich bin Deinetwegen unruhig gewesen. Wo bist Du gewesen?"

„Bei Mirabeau, mein Sohn. Der große Mann ist im Begriff zu sterben."

„Zu sterben," wiederholte Elias und richtete sich heftig auf im Bett.

Es war der erste Ausdruck einer lebhaften Gemüthsbewegung, den Elias zeigte.

„Ja, mein Sohn! Der geistreiche Mirabeau wird im Laufe einiger Stunden aufgehört haben zu leben," stammelte Jacob.

„Mirabeau sterben; Mirabeau nicht mehr leben!" wiederholte Elias. „Nein, Vater, das kann nicht möglich sein."

„Daß er stirbt ist möglich, aber unmöglich ist es, daß sein Genie stirbt, denn das wird Jahrhunderte nach ihm leben. Einst wird man von Mirabeau sagen: Er füllte mit seinem Geist die ganze Nationalversammlung aus; er allein war das ganze Volk. Wann wird wohl Frankreich wieder einen Mann gleich ihm zu sehen bekommen, einen Mann, welcher den Sturm zugleich erregen und beherrschen kann?"

Jacob neigte den Kopf in seine Hände und saß eine Weile unbeweglich da.

Ein starkes Schluchzen machte ihn wieder aufblicken. Es war Elias, welcher sich auf das Kissen geworfen und unter heftigem Weinen seinen Kopf darin verbarg.

Jacob hob den Kopf des Knaben in die Höhe und legte ihn, während er milde und beruhigende Worte sprach, an seine Brust.

Erst gegen Morgen schlummerte Elias ein. — Als er in einen tiefen Schlummer gefallen, schlich Jacob von ihm und verließ das Haus, um sich nach Mirabeau's Wohnung zu begeben.

Am 2. April athmete dieser merkwürdige Mann seinen letzten Seufzer aus.

„Mirabeau ist todt!" war der Trauerruf, welcher durch Paris ging.

Sein Ableben versetzte ganz Frankreich in Trauer.

Frankreich hielt auch nur eine Stelle für würdig, seinen Staub zu beherbergen, nämlich: Pantheon.

Sein Genie hatte ihn zum Beherrscher des Volkes gemacht; — der Tod machte ihn zum Abgott desselben.

Sein Hintritt erregte die Unruhe der Nation. Sie wußte, daß Mirabeau's Genie die letzte Kraft sei, welche als Schutz gegen eine vollkommene Umwälzung noch übrig war.

An demselben Tage, an welchem die constituirende Versammlung nach viertägiger Trauer seine Sitzungen wieder aufgenommen, stand Abends ein Wagen vor Levitains Haus.

Jacob selbst stieg zuerst aus demselben heraus, darauf hob er ein ganz kleines, in einen Mantel gehülltes weibliches Wesen heraus und half zuletzt einem älteren Frauenzimmer aussteigen.

Er öffnete das Thor und nachdem er die beiden Fremden hineingeführt hatte, trug er selbst ein Paar Koffer vom Wagen und verschloß den Eingang.

Jacob und seine beiden Begleiterinnen stiegen die Treppe hinauf. In dem mit Kästen angefüllten Entrée empfing sie Susanna. Nachdem sie den Damen die Mäntel abgenommen, führte Jacob sie hinein in das elegante Gesellschaftszimmer.

Die jüngere war ein Kind von dreizehn oder vierzehn Jahren, mit ein Paar großen lebhaften Augen und feinen Gesichtszügen. Sie war zart für ihren Körperbau, von bleicher Hautfarbe und mit einem traurigen Ausdruck im Gesicht. Ihr Anzug war ganz und gar schwarz.

Die andere Dame war eine hochgewachsene Frau mit breiten Schultern und einem von Gesundheit und Kraft zeugenden Aussehen. Ihr Alter mochte ungefähr einige und vierzig Jahre sein. Ihr frisches und fröhliches Gesicht war weder schön noch häßlich, aber es hatte den Ausdruck von Verstand, Güte und Entschlossenheit. Man faßte bald Vertrauen zu ihr. Beim ersten Blick sah man, daß es da „Gold im Herzen und Stahl im Charakter" gab.

„Möge unser Aller Gott Euren Eintritt unter mein Dach segnen!" sprach Jacob, indem er sie willkommen hieß.

Das junge Mädchen ergriff seine Hand und sprach mit milder Stimme:

„Gott lohne Euch dafür, daß Ihr mein Vater werden wollt! Ich werde beten für Euch mit einem dankbaren Herzen."

Sie hielt ihm ihre Stirne zum Kuß hin.

Nachdem Jacob auch der Begleiterin des Mädchens einige freundliche Willkommsworte gesagt, wandte er sich nach der Ottomane, auf welcher Elias jetzt lag.

„Siehe hier, mein kranker Junge, mein Elias," sagte Jacob, und führte das Mädchen hin vor ihn.

Elias hatte sich halb auf dem Ellbogen emporgerichtet und blickte das kleine Mädchen mit verwunderten Augen an.

„Hier, Elias, siehst Du Sophie d'Escare. Du sollst sie lieben als wenn sie aus Deinem eigenen Fleisch und Blut wäre."

Sophie trat ohne die geringste Ziererei auf Elias zu und sagte mit kindlicher Theilnahme:

„Du bist krank; — das macht mich bekümmert. Wir müssen gute Freunde werden. Ich werde Dir helfen, Deine Krankheit zu ertragen; und Du wirst mir beistehen, meinen Kummer zu tragen."

Sie setzte sich auf die Kante der Ottomane, während sie ihn mit einem wehmüthigen Blick ansah.

Elias schwieg eine Weile; endlich sprach er seufzend:

„Ja, wir werden gute Freunde werden. — Ich will Dich lieb haben."

Während dem hatten Jacob und Madame Julie Matthieu ein Gespräch angefangen.

Und während die beiden älteren verschiedene langweilige Angelegenheiten mit einander verhandelten, hatten die beiden Kinder nähere Bekanntschaft gemacht.

Elias erfuhr, daß Sophie vorhatte, sich nie über den Verlust ihres Freundes Mirabeau tröften zu

lassen. Sie schilderte unter Thränen, wie gut er immer gegen sie gewesen.

Elias hörte mit gespanntem Interesse auf Alles, was sie von dem großen Manne erzählte.

Als nun endlich Susanna meldete, daß das Mahl angerichtet sei, da waren Elias und Sophie so vertraut mit einander, als hätten sie sich mehrere Jahre gekannt.

Im Alter von dreizehn und fünfzehn geht es leicht, gute Freunde zu werden. Man folgt dann nur den Eingebungen des Herzens und weiß nicht, was Mißtrauen heißt. Die Erfahrung hat uns noch nicht gelehrt, daß die schönsten Lippen lügen, und daß die freundlichsten Worte Trug und Verstellung verbergen können.

Die vier Tage, welche vom Tode Mirabeau's bis zu dem Tage, wo Sophie in Jacobs Haus eingeführt wurde, verflossen waren, hatte letzterer dazu verwendet, zwei Zimmer für diese beiden Wesen, die er von Mirabau geerbt, in Stand zu setzen.

Die Zimmer, die die ihrigen werden sollten, hatten früher Jacobs Frau gehört, und waren seit vierzehn Jahren nicht bewohnt gewesen.

Elias pflegte dort ein Mal jedes Jahr in Gesellschaft des Vaters und der Brüder ein Gebet zu verrichten. Dies geschah immer am Geburtstag Elias' und am Todestag der Mutter*).

Dieses Heiligthum wurde jetzt der Tochter Des-

---

*) Ein ceremonielles Gebot, welches zu Ehren und Andenken an den Todestag der Eltern von allen Juden sowohl zu Hause wie in ihren Synagogen beobachtet wird.

sen geöffnet, welcher zweimal das Leben der Verstorbenen gerettet. Jacob meinte dadurch, daß er ihr diese Wohnung überließ, Frieden und Segen herabzurufen.

Der Eingang zu beiden Zimmern war an der Seite des Kamins am großen Gesellschaftssaal. Eine Tapetenthüre führte da hinein.

Nach dem oben geschilderten Abend waren Sophie d'Escare und ihre Gouvernante Mitglieder von Levitains Familie.

Jacob machte alle möglichen Arrangements, um seinem Schützling eine einer vornehmen Dame würdige Erziehung zu verschaffen. Selbst übernahm und leitete der ungewöhnlich reich begabte und gebildete Jude einen Theil des Unterrichts des jungen Mädchens.

Levitain hatte die Absicht gehabt, Sophie und ihre Lehrerin den Sommer auf einem Landgut, welches einem französischen Kaufmann gehörte, zubringen zu lassen; aber er verwarf bald diesen Plan, da er sie nicht selbst begleiten konnte.

Er hatte ja demjenigen, der das Mädchen seiner Fürsorge anvertraute, das Versprechen gegeben, an ihrer Seite als ein Beschützer zu stehen, und er war auch entschlossen, sein Wort zu halten.

Genug, das dunkle Haus auf Rue.... blieb auch während des Sommers der Wohnsitz der christlchien Frauen.

Die mehr und mehr zunehmende Gährung in der Volksstimmung, welche auf den Tod Mirabeau's

gefolgt war, veranlaßte Jacob, in Allem, was Sophie betraf, die äußerste Vorsicht zu beobachten. Er hielt es für am gerathensten, daß sie, ganz unbemerkt von den Nachbarn, ihr Leben innerhalb der stillen Mauern seines Hauses zubrachte.

Auf diese Weise hoffte er sie am besten zu beschützen, wie nun auch die Stürme der Revolution wüthen möchten.

Die Zeit verging auch still und friedlich im Hause Jacobs.

Der Schwermuth und Tiefsinn Elias' schienen durch die freundlichen Gefühle, welche der Umgang mit Sophie hervorrief, verscheucht zu werden.

Jacob vermuthete, daß die stündliche Berührung mit Jemanden im gleichen Alter wieder vollkommen Elias in das verwandeln würde, was er einst gewesen, nämlich ein immer fröhliches und lebensfrohes Kind.

Die Hoffnung treibt mit uns Allen ihre Gaukeleien; wir sind fortwährend der Spielball derselben.

Während der Friede ein Gast war in der jüdischen Heimath, sammelten sich immer düstrere und düstrere Wolken am Himmel des öffentlichen Lebens.

Jeden Tag verließ Levitain seine Wohnung, um in Geschäften auszugehen und zu gleicher Zeit Neuigkeiten zu erfahren.

Die einzige Person außer Jacob, welche durch das verschlossene Thor ging, war Susanna, die es thun mußte, um Einkäufe für die Haushaltung zu machen.

Ob Sophie und Elias die Bewegung in der freien Luft vermißten, wissen wir nicht; aber daß sie

nie den Wunsch aussprachen, einen Spaziergang zu machen, wissen wir mit Bestimmtheit.

Auch Madame Matthieu war, dem Anschein nach, mit dem abgeschlossenen Leben zufrieden. Sie schien ein für alle Mal den Entschluß gefaßt zu haben, mit Allem, was Levitain that, zufrieden zu sein, ohne daß sie in irgend einer Weise dagegen opponirte oder fragte: warum?

Jacob seinerseits suchte auch auf alle erdenkliche Weise den Verlust der Freiheit und der Spaziergänge zu ersetzen. Er hatte einen großen Salon im zweiten Stock mit Blumen und üppigen Gewächsen decoriren lassen. Die Fenster, die nach dem Hof hinaus gingen, waren fortwährend aufgemacht, so daß die Luft hineinströmte und dieses Zimmer in eine Art überbauten Garten verwandelte.

Hier pflegten auch Elias und Sophie während der Freistunden Arm in Arm spazieren zu gehen, während sie ihre Gedanken und Ideen austauschten.

Elias, obgleich nur sechzehn Jahre, war wie Sophie, seinem Alter in Verstand und Ernst bedeutend voran.

Von Beiden konnte man gewiß noch sagen, daß sie in den Kinderjahren waren; aber demungeachtet hatten ihre Seelen eine Richtung genommen, welche sie gänzlich von den heitern Freuden ihres Alters entfernten. Sie vermißten die sorglose Fröhlichkeit, die ihnen eigen sein sollte. Ueber ihren jungen Gemüthern ruhte ein Schleier des Trübsinns. Vielleicht war es diese gleiche Stimmung, welche sie sofort an einander anzog.

Nichts desto weniger gab es eine große Ver-

schiedenheit unter ihnen; denn während Elias' Schwermuth einen düstern, oft bittern und fast harten Charakter hatte, trug der der Sophie nur ein wehmüthiges, immer mildes und träumerisches Gepräge an sich.

Ihr Herz und ihr Gedankengang waren so beschaffen, wie man sich vorstellt, daß ein Heiliger in seiner Jugend sein müsse. Sie liebte die ganze Welt und hätte ohne zu klagen oder zu murren Alles erdulden können, um denen, welche unglücklich sind, eine Freude zu erkaufen. Sie schwärmte für alles Gute und Schöne; aber es lag etwas Melancholisches und auch etwas Ahnungsvolles in der Schwärmerei, als wenn sie nicht verstände, was eigentlich Freude bedeute. Ihre kindliche Seele konnte sich dieses Erdenleben nicht anders denken als eine Prüfung. Erst auf der andern Seite des Grabes hörte diese Prüfung auf und dann erst würde die Seele eine wahre und unverkürzte Freude empfinden.

Man kann von Elias und Sophie sagen, daß die Eine zur Heiligen und der Andere zu einem Fanatiker bestimmt war, welcher mit dem Stoicismus des Märtyrers sein Leben und Blut für seinen Glauben und seine Ueberzeugung opfern würde.

Wenn ihr Leben im Laufe von einigen Jahren sich in stillem Frieden entwickeln würde, dann möchte Sophiens Einwirkung auf Elias eine ganz wohlthuende werden. Ihr liebevoller und versöhnender Geist würde dann unvermerkt Elias' Abscheu vor den Christen gemildert und ihn verträglich gemacht haben; aber die Umstände hatten es anders beschlossen.

Die kindlich reine Freundschaft, welche Elias jetzt für Sophie hegte, sollte von dieser gänzlich verdrängt und der milde Einfluß ihrer Worte vollkommen vernichtet werden.

Auf das stille und kurze Glück, welches Elias an ihrer Seite genossen, sollte das strenge, unbestechliche Pflichtgefühl sein Marmorgesicht emporheben. Alles Weiche und Zarte, welches an ihm war, sollte vernichtet werden, um nie mehr zum Leben zu erwachen.

Daß Elias ein warmes und fühlendes Herz gehabt, das sollte ihm, wenn er sich nach allen diesen Stürmen zum Manne entwickelt, wie ein Traum vorkommen, denn dann würde er Nichts verstehen, als die Stimme der strengen Rechtschaffenheit und Pflicht, aber nie die zarteren Töne in der Seele der Menschen.

Während der gegenwärtigen Periode war Elias noch nicht auf diesem traurigen Punkt angelangt. Es kam oft vor, daß er, wenn er und Sophie Abends an dem offenen Fenster im Gespräch saßen, seine Stirne in die Hand legte und den milden, oft wunderbar wohlklingenden Worten des jungen Mädchens lauschte, wie einer anziehenden Musik.

Eines Abends, als sie so da saßen und sich unterhielten, rief er plötzlich und mit einem Seufzer:

„Warum, warum mußt Du eine Christin sein? Ach Sophie, wenn Du eine Jüdin wärest, dann würde ich Dich herzlich lieb haben können, jetzt ..."

„Kannst Du das nicht?" fragte Sophie mit ihrem wehmüthigen Lächeln.

„Nein, es ist, als wenn sich zwischen mir und

Dir Euer gekreuzigter Gott emporrichtete, und dann kommt es mir vor, als wenn auch Du vom Blut bespritzt wirst, und ich wende mich weg von Dir mit Schaudern. — Ihr Gojim, Ihr liebt das Blut; ich — ich verabscheue es."

„Elias," unterbrach ihn Sophie mit glühenden Wangen, „Du kennst nicht unsern Gott und Erlöser, weil Du so sprichst; denn wenn Du ihn känntest, dann müßtest Du auch verstehen, was das Wort Christen in sich begreift."

Sophie legte ihre Hand auf seine Schulter und fügte mit von Bewegung zitternder Stimme hinzu:

„Es schließt in sich die höchste Liebe, nicht allein zu Gott, sondern auch zu allen unsern Mitmenschen. Es ist ein Hauch von Gottes Geist in unserer Seele; das heißt, ihm näher zu stehen in Verträglichkeit, Versöhnlichkeit und Barmherzigkeit, das heißt ..."

„Stille, Sophie," unterbrach sie Elias mit düsterer Heftigkeit und faßte ihre Hände. „Du hassest, während Du das sagst. Die Handlungen der Christen sind ein Hohn auf Deine Worte."

Er ließ ihre Hände los, als wenn ihn plötzlich der Gedanke ergriffen, daß diese Berührung ihn verunreinige. Er sprang plötzlich auf und brummte:

„Warum gehe ich mit Dir um, Du bist ja doch nichts, als ein Christenmädchen!" Elias näherte sich der Thüre. Sophie sprang auf, stellte sich vor ihn hin und sprach:

„Daß ich, das Christenmädchen, nichts desto weniger die Worte der Liebe besser verstehe, als Du, das will ich Dir gleich beweisen. — Ich denke nie daran, daß Du Jude bist, und nie daran, daß Du

einen anderen Gott verehrst, als meinen. Niemals habe ich Dich wegen Deines Glaubens beleidigt; aber das hast Du gegen mich gethan. — Mein Gott und Erlöser hat mich gelehrt, ‚daß wir einander gegenseitig lieben sollen.‘ Er, der dies befohlen, hat auch Platz für uns Alle in seinem Herzen. Warum denn einander hassen, da doch Alles, was von Gott ausgeht, uns lehrt, daß die Liebe, der Glaube und die Hoffnung für Alle gemeinschaftlich sind? — Liebe Du Gott auf Deine Weise; aber laß mich ihn auf meine Weise verehren, und versuche Du, wie ich, ihn in Liebe anzubeten.“

Das Antlitz des vierzehnjährigen Mädchens war wie verklärt. Beim Anblick desselben verschwanden die Schatten auf der Stirne Elias’, und er stammelte:

„Vergebe mir, daß ich Dich verletzt habe; — ich will zu vergessen suchen, daß wir nicht einen gemeinschaftlichen Gott haben.“

„Elias, das haben wir,“ flüsterte Sophie mit einem Blick nach oben, indem sie ihre gefalteten Hände emporstreckte und hinzufügte: „Gott ist einer, wir kennen ihn nur auf verschiedene Weise. Wir haben deshalb denselben Theil an seiner Liebe; das sagt mir eine Stimme hier.“ Sie drückte die gefalteten Hände gegen die Brust.

Nach diesem Abend sprach Elias nie mehr mit Sophie über religiöse Gegenstände. Er konnte im Gegentheile ganze Stunden sitzen und ihren Reden zuhören, wie wir gegenseitig unsere Fehler vergeben und übersehen sollen. Obgleich Sophie nie den Namen Christi nannte, so sprachen doch ihre Lippen die Lehre Christi aus.

Dieses merkwürdige Kind, dessen Gedanken nur auf das höchste Wesen gerichtet waren, suchte, nur von ihrem Gefühl geleitet, die Gedanken des jungen jüdischen Knaben dem Christenthum zuzuneigen. Sie that das ohne alle Ueberlegung. Sie sprach nur von dem, was ihre Seele am meisten beschäftigte, und ahnte nicht, daß sie die Rolle eines Missionärs im Kleinen spielte.

Elias seinerseits hörte auf die Worte und den Geist in ihnen mit einer Mischung von Bitterkeit und Schmerz. Wenn Sophie von der Nächstenliebe sprach, da traten die Scenen von Versailles vor seinen Geist, und er dachte: „Alle diese Blutdürstigen waren auch Christen." Der tägliche Umgang mit Sophie machte indessen doch, daß die bittern Gefühle weniger bitter wurden; aber der Schmerz darüber, daß sie zu der Zahl der Christen gehörte, wurde immer größer und größer, je mehr er sie lieb gewann, obgleich er seine Gedanken nicht lauter werden ließ.

Sophie wiederum glaubte wirklich, daß er sich damit versöhnt hatte, daß sie keine Jüdin sei.

Möglich ist es, daß er dies einst hätte thun können, wenn die gegenwärtige Lebensweise fortgesetzt worden wäre; aber wie wir bereits angedeutet haben, die Ereignisse hatten es anders beschlossen.

Die Zeit ging indessen ihren unaufhaltsamen Gang und etwas mehr als zwei Monate waren über das Grab Mirabeau's dahingeeilt.

Die politischen Begebenheiten hatten den schwachen Ludwig den Sechszehnten vermocht, trotz dem

verunglückten Versuch vom 18. April noch einmal von Paris zu entfliehen, indem er hoffte, daß es ihm diesmal gelingen werde.

Die Flucht vom 20. Juni sollte indessen, wie Alles, was dieser unglückliche Monarch unternahm, auch ungünstig ausfallen und nur zu neuen bittern Leiden für diesen Mann führen, dessen Krone aus lauter Dornen bestand.

An demselben Tage, oder am 25. Juni, an welchem Ludwig wieder nach Paris zurückgeführt wurde und mit seiner Familie als Gefangener in den Tuilerien bewacht werden sollte, kehrte Jacob gegen Abend nach seiner Wohnung zurück.

Es ruhte auf dem Gesichte des edlen Juden ein Ausdruck von Schwermuth, hervorgerufen durch die traurigen Betrachtungen, welche die mißglückte Flucht Ludwigs veranlaßt hatten.

Das Schweigen und die Gleichgültigkeit, womit das Königspaar von dem Volke und der Nationalgarde empfangen wurde, hatte etwas weit mehr Niederschlagendes, als wenn sich ein Murren der Mißbilligung hätte vernehmen lassen.

Das Schweigen des Volkes zeigte, daß es den König als eine Größe betrachtete, die ihre Rolle ausgespielt, und für welche sie von jetzt an weder Haß noch Vorwürfe hatte.

Hätte die constituirende Versammlung den Fall benützt und Ludwig den Sechszehnten abgesetzt, weil sie klar einsah, daß eine Vermittlung zwischen dem König und der Volksfreiheit nicht mehr möglich war, dann würde viel Blut und viel Leiden nicht allein

der unglücklichen Königsfamilie, sondern auch ganz Frankreich erspart worden sein.

Die gegenwärtige Gleichgültigkeit und Verachtung des Volkes gegen den König hatten dazu beigetragen, daß ein solcher Plan sehr leicht von der Nationalversammlung hätte ausgeführt werden können, ohne daß es nothwendig geworden, ein Meer von Blut darauf folgen zu lassen.

Es war indessen nicht der Wille des Schicksals, und man wird in der That gezwungen zu glauben, daß „dieser schwache König, aber starke Märtyrer, gleichsam durch das Loos ausersehen war, die Missethaten der Väter zu sühnen.“ *)

Als Jacob in seine Wohnung eintrat, fand er Elias allein in dem großen Gesellschaftszimmer.

Der erste Blick, den er auf das sorgenvolle Antlitz des Vaters warf, sagte ihm, daß etwas vor sich gegangen, was den Alten aufgeregt hatte.

Elias sprang auf ihn zu, indem er ausrief:

„Haben die Franzosen wieder gemordet?“

„Nein, mein Sohn; ich bin nur Zeuge gewesen, wie sie den König, der zu entfliehen versucht hatte, wieder zurückbrachten, und . . .“

„Sie haben ihn ermordet,“ fiel Elias ein.

„Nein, sie lassen ihn als Gefangenen in den Tuilerien bewachen.“

Jacob setzte sich auf die Ottomane, zog Elias zu sich nieder und sprach dann mit tiefem Ernst:

„Es gibt Augenblicke im Leben, wo das, was geschieht, uns ein Vorgefühl von dem eingibt, was

*) Talis Qualis.

in der Zukunft eintreffen soll. — Derjenige, welcher in einem solchen Augenblick nicht auf die Stimmen um sich hört, der thut Unrecht, denn der Instinct urtheilt oft richtiger als der Verstand. Ein solches instinctives Gefühl hat mir heute zugeflüstert, daß bei dem Ungewitter, welches immer mehr und mehr herannaht, ein Jeder sich darauf bereit machen muß, umzukommen. — Darum, mein Sohn, will ich Dir heute Abend Etwas anvertrauen. Wir kennen nicht den morgigen Tag. In dem, was ich im Begriff bin Dir anzuvertrauen, liegt mir Alles, weil ich beabsichtige, auf Deine junge Schulter die Verantwortung für eine heilige Pflicht zu legen, im Fall der Tod Deinen Vater wegreißen sollte von den Verpflichtungen, welche er übernommen hat."

Der Alte schwieg.

Elias lehnte den Kopf gegen des Vaters Schulter, schlang seinen Arm um seinen Hals, und flüsterte mit leidenschaftlichem Schmerz:

„Vater, Du machst mein Herz zittern. O, spreche nicht davon, daß Du, so edel, so gut, so voller Liebe ein Opfer der Mordlust dieser Unthiere werden wirst! Mein ganzes Inneres würde mit einem unauslöschlichen Haß gegen Frankreich erfüllt werden, falls Einer von ihnen es wagen sollte, Dein Silberhaar mit Blut zu beflecken. — Dann habe ich keine Pflichten mehr gegen irgend Einen von ihnen."

„Mein Sohn wird und kann nicht so denken," fiel ihm Jacob in die Rede. „Du wärest dann kein Kind von meinem Blut."

Er richtete den Kopf des Elias auf und fügte hinzu:

„Blicke mir grade in's Auge und antworte: Würdest Du es wagen, Dich gegen die Befehle Deines Vaters aufzulehnen?"

Elias sah fortwährend in den durchdringenden Blick seines Vaters und antwortete:

„Ja — wenn dieser Befehl dahin lautete, daß ich die Franzosen lieben sollte, wie die von meinem Stamm, dann, Vater, dann würde ich antworten: Dieses ist mir nicht möglich. Alles Andere, was Du mir befehlen möchtest, wird mir eine heilige und unerläßliche Sache sein."

Einen Augenblick betrachtete der Vater Elias mit einem Ausdruck von Trauer; dann legte er seinen Kopf in die Hand und versank in Gedanken.

Eine Weile verging auf diese Weise.

Auch Elias saß schweigend da. Er wagte es nicht, auch nur mit einem Wort den Vater zu stören.

Ohne seine Stellung zu verändern, äußerte Jacob nach einiger Zeit in einem Ton, als wenn er eher seinem eigenen Gedankengang antworten wollte, als die Worte an den Sohn richten:

„Ich habe das Uebel tiefe Wurzel schlagen lassen, und das, ohne daß ich eine Ahnung von dessen Vorhandensein hatte. Mir selber muß ich es deshalb zuschreiben, da ich nicht genug Aufmerksamkeit den Gefühlen geschenkt, welche sich im Innern meines Sohnes entwickelten. Ein Fehler, dessen Elias mich mit Recht anklagen kann! Ich habe meinen Beruf als Vater schlecht erfüllt. Dies ist für mich ein bitteres Bewußtsein." Ein Seufzer von unendlichem Schmerz hob seine Brust. Ein Seufzer, wie ihn nur das Vater- oder Mutterherz herauspressen

kann bei dem Gedanken, daß sie in Beziehung auf ihre Kinder nicht Alles gewesen sind, was sie hätten sein sollen.

„Vater,“ rief Elias, „spreche nicht diese traurigen Worte! Vor dem Herrn, unserem Gott, wie vor mir und Dir selbst, bist Du ohne Schuld, falls das Gefühl des Unwillens, welches ich hege, eine Sünde ist. Von Dir habe ich nur Gebote der Liebe gehört und Handlungen der Liebe gesehen. — Du hast Alles gethan, um mir einzuprägen, daß wir alle Völker der Erde lieben sollen. Daß ich nicht Deinen Worten gehorchen kann, ist nicht Dein Fehler, Vater, sondern der meinige. Ich wollte, aber mein widerstrebendes Herz vermöchte es nicht. — Die Christen sind mir wie Feinde. Ihre Verbrechen widern mich an.“

„Mirabeau war ein Christ; Sophie ist eine Christin,“ fiel Jacob ein und blickte den Sohn an.

Wieder entstand eine Pause.

Jacob überlegte. Als er sich vollkommen klar geworden, wie er antworten sollte, sagte er:

„Du bist noch zu jung, um einzusehen, wohin die Gefühle, welche Dich jetzt beherrschen, führen werden. Ich will Dich darüber aufklären. Du bist auf dem Wege, Dein Herz von Fanatismus beherrschen zu lassen. Dieser erzeugt wieder Haß und Verfolgungen. Der Herr unser Gott will, daß wir ihn verehren sollen mit Liebe. Er wendet seine Blicke weg von dem, der es wagt, sich ihm im Gebet zu nahen, während Haß gegen Mitmenschen seine Seele erfüllt. Der Unwille, den Du jetzt nährst, hat bei allen Völkern und in allen Ländern diese vernunft-

widrigen und gräßlichen Religionsverfolgungen zur Folge gehabt, welche veranlaßten, daß wir den geheiligten Namen Gottes als Deckmantel für die abscheulichsten Verbrechen gebrauchten. Als das Volk Juda's verjagt und unglücklich in der Welt umherirren mußte, geschah es, damit Leiden und Prüfungen es die Gebote der Liebe und der Nachgiebigkeit lehren sollten. Israels Kinder verstanden nicht so die Meinung Gottes und ihre Herzen wurden verstockt. Wenn die Christen sie verfolgten, unterdrückten, plagten und erniedrigten, dann erwachte Haß und Unwille in ihrer Brust. Sie konnten nicht, wie es die Franzosen jetzt thun, sich erheben gegen die Unterdrücker, denn dazu waren sie zu schwach, aber sie suchten sich auf eine andere Art zu rächen. Der Jude hielt sich für berechtigt, zu handeln wie es ihm beliebte, wenn er mit einem Christen zu thun hatte, weil dieser ihn mit empörender Gewissenlosigkeit behandelte. — Was wurde die Folge? — Erstens, daß Israels Volk unterdrückt, friedlos und verachtet auf der Erde herumirrt, ohne daß der Gott unserer Väter die Last der schweren Prüfungen von dessen Schultern genommen. — Zweitens glauben die Christen ein Recht zu haben, uns zu verachten als eine geringe Menschenrace.

„Der Haß der Juden hat das Beschwindeln der Christen hervorgerufen, und diese Letzteren halten dies für einen Charakterzug bei allen Israeliten. Die Christen haben dabei vergessen, daß s i e es sind, welche an diesem Fehler Schuld sind. Der Jude wiederum hat vergessen, daß man gerade gegen

Freunde am gewissenhaftesten sein muß. Nun wohl, Elias, ich, meine Vorväter, Deine Brüder und mein ganzes Geschlecht, wir sind immer rechtschaffen und streng redlich gewesen, wenn wir mit den Christen zu thun gehabt haben, wir sind es darum gewesen, weil wir nie gehaßt. Derjenige, welcher sein Inneres fanatisirt wird nicht im Stande sein verträglich und gerecht in seiner Handlungsweise zu sein, wenn die Frage wegen ungleichen Glaubensbekennern entsteht."

— „Ja, Vater, das kann man! brach Elias aus und seine Augen leuchteten vor Stolz. Ich verspreche Dir bei dem Gott meiner Väter, so oft ich mit den Christen in Berührung komme, ebenso streng rechtschaffen wie Du zu sein. Niemals soll Jemand von Jacob Levitains Sohn sagen können, daß er unredlich gehandelt. Ich kann sie nicht lieben; ich werde sie vielleicht eines Tages hassen, aber ich werde darum nie anders als gewissenhaft gegen sie sein."

„Bist Du mit diesem meinem Gelübde zufrieden?"

— „Zufrieden?" wiederholte Jacob. — „Nein, Elias, die Redlichkeit ohne Liebe ist kalt. Doch wir wollen jetzt nicht davon sprechen; ich hoffe, daß es bevor wir uns hier im Leben trennen, mir gelingen wird, aus Deinem jungen Herzen die Gefühle der Bitterkeit zu entfernen, welche Dich jetzt beherrschen."

Elias schwieg. Aus seinem ganzen Wesen konnte man indessen herauslesen, daß er selbst keine solche Hoffnung nährte.

Nach einer kurzen Pause hob Jacob wieder an: „Vielleicht wird das, was ich Dir zu sagen habe

etwas dazu beitragen das Unsanfte in Deiner Stimmung zu mildern. Jacob streichelte Elias' Wange und fügte hinzu: „Wenn ein Christ nicht gewesen wäre, würde Dein Vater jetzt nicht am Leben sein."

Jacob erzählte weiter, daß vor etwas mehr als zehn Jahren zurück, er und seine Frau von einigen betrunkenen Edelleuten überfallen worden seien, welche sie gewaltsam von einander trennen wollten, um sich der ungewöhnlich hübschen Jüdin zu bemächtigen, deren Schönheit einen Eindruck auf sie gemacht.

Jacob mußte seinen theuersten Schatz mit der Faust vertheidigen; da er aber unbewaffnet und die Edelleute bewaffnet waren, so dauerte es nicht lange, bis sie ihn besinnungslos zu Boden streckten.

Waffenlos und ohne Beschützer würde seine Gattin gewiß weggeschleppt worden sein, wenn nicht in diesem Augenblicke ein Jüngling ihr zu Hilfe gekommen wäre, und durch seinen Löwenmuth, seine Gewandtheit und Kraft glücklich die Angreifer in die Flucht geschlagen hätte.

Dieser Jüngling war Mirabeau.

Durch Mirabeaus Fürsorge wurde Jacob in seine Wohnung gebracht und ärztliche Hülfe herbeigeschafft.

Täglich besuchte der junge Edelmann den Juden in dessen Wohnung, um sich nach dem Gesundheitszustand seines Schützlings zu erkundigen.

Eines Abends, als er dort ankam, fand er das sonst geschlossene Thor offen. Auf der Treppe hörte er schwache Angstrufe. Er eilte hinauf und fand Jacobs Frau, die von zwei Männern überfallen und mißhandelt wurde.

In dem einen der Angreifer erkannte er einen Derjenigen, aus deren Gewalt er einige Tage vorher die junge Frau gerettet hatte.

Ein heftiger Kampf entbrannte.

Zum zweiten Male gelang es Mirabeau als Sieger daraus hervorzugehen, obgleich nicht ohne mehre Wunden davonzutragen.

Mirabeaus Gegner waren gleichwohl übel zugerichtet worden und mußten vom Schauplatze ihrer Uebelthat weggeführt werden. Selbst war Mirabeau gezwungen mehrere Tage das Bett zu hüten.

Nach diesem Ereigniß und als Jacob wieder hergestellt worden, wurde das dunkle Haus mit einem starken Eichenthor versehen.

Während der Krankheit Mirabeaus besuchte Jacob täglich seinen Retter, dem er eine unbezahlbare Dankbarkeitsschuld entrichten zu haben glaubte.

Wiederholt flehte Jacob Mirabeau an, ihm eine Gelegenheit zu geben, ihm seine Erkenntlichkeit zu zeigen; aber der geistreiche Mann gab ihm nie eine Gelegenheit dazu."

„Ich that dann — schloß Jacob — ein feierliches Gelübde, es möchte kommen, was da wolle, nie Frankreich zu verlassen, bevor ich meine Schuld an diesen Mann, den ich zu gleicher Zeit liebte und bewunderte, bezahlt hätte. — Ich habe Wort gehalten. Meine Söhne sind von dannen gezogen; aber ich bin geblieben, um meinen Eid zu erfüllen. Mirabeau ist todt; aber er hat meinen Händen ein Wesen anvertraut, auf das er die Dankbarkeitsschuld als einzigen Reichthum vererbte. Nun wohl, Jacob Levitain wird i h r bezahlen, was er i h m schuldig

war. Meine Absicht ist die Sophie, sobald die Ruhe in Frankreich wieder hergestellt ist, im Schooße irgend einer geachteten französischen Familie erziehen zu lassen. Wenn sie eines Tages einen Gatten wählt, dann beabsichtige ich, ihr als Mitgift den vierten Theil unseres Vermögens, welchen ich mir bei der Theilung vorbehalten, zu übergeben. Dieses, Elias, ist das, was ich beschlossen habe, falls ich lebe. Sollte ich dagegen sterben, bevor ich sie andern Händen anvertraut habe, oder bevor Friede und Ruhe wieder in Frankreich blühen, dann sollst Du, so jung Du auch bist, die Pflichten übernehmen, die ich übernommen habe. Du sollst wachen über ihre Sicherheit und ihre Jugend, ihre Erziehung bezahlen und an dem Tage, an welchem sie sich verheirathet, ihr den Antheil, welchen ich ihr als Heirathsgut bestimmt, übermachen. — Jetzt, mein Sohn, mußt Du mir bei Gott feierlich geloben, daß Du alles erfüllen willst, was ich Dir aufgetragen."

„Ich schwöre es Dir!" sagte Elias mit Ernst, und legte seine Hand in die des Vaters.

„Dank! Du bist zwar nur sechszehn Jahre alt, aber dem Verstand und der Aufführungsweise nach bist Du fast ein Mann. Du wirst deßhalb wie ein Mann Deinen Schwur halten; ich weiß es; denn sonst wärest Du nicht mein Kind."

Auf dieses Gespräch folgte eine kurze und bündige Auseinandersetzung der Verhältnisse, wie sie eben standen.

Levitains Bruder und Compagnon sollten Elias bei der Verwaltung der Gelder mit Rath zur Hand gehen, falls Jacob von dannen gerufen würde, be-

vor Elias alt genug wäre, um sie selbst zu verwalten. —

Als Jacob am folgenden Morgen wie gewöhnlich ausgehen wollte, um seine kaufmännischen Geschäfte zu besorgen, bat Elias um Erlaubniß, ihm folgen zu dürfen.

Von diesem Tage an nahm Elias an der Besorgung der Geschäfte Theil.

Jacob sah es mit Vergnügen, daß der Sohn seine Zeit und Aufmerksamkeit dem zuwandte, welches sein Beruf werden mußte.

Die äußeren Ereignisse schienen alle ohne Interesse für die Bewohner des dunklen Hauses in der Straße * * *.

Gewiß folgte Jacob ihnen mit dem warmen und wahren Interesse, mit welchem jeder Freund des Fortschritts ihnen folgen mußte; aber er sprach nie über diesen Gegenstand.

Der Auflauf auf dem Marsfelde hatte stattgefunden, ohne daß Elias etwas Anderes davon erfahren hätte, als daß ein Paar Hundert Menschen dabei das Leben verloren. Elias dachte dabei wie gewöhnlich, daß die Lust und das Vergnügen der Franzosen im Morden bestände.

Alle die politischen Umwälzungen waren ohne Interesse für den Jüngling. Es fiel ihm nicht einmal ein, darüber zu reflectiren.

Wer nicht Jude war, kam ihm wie einer vor, der gar nicht vorhanden war.

Stillschweigend hörte er dem Vater zu, wenn

dieser die Ursachen dessen, was sich zutrug, und was man beabsichtigte, zu entwickeln suchte.

Jacobs hohe und schöne Begriffe von den großen Zielen der Menschheit, bewirkten, daß er die Tagesereignisse in schönerem Lichte darstellte; weßhalb Elias das Urtheil des Vaters für unrichtig hielt.

Elias sah die Wirkungen, aber nicht die Motive, die hinter ihnen lagen, und deßhalb war alles in seinen Augen unnatürlich und widerlich.

So ist es immer, wenn wir ein Vorurtheil gegen Etwas haben.

Das Jahr 1791 ging zu Ende und das Jahr 1792 begann, ohne daß Elias eine Ahnung davon hatte, daß dieses nicht allein für ihn, sondern für Frankreich, ja für ganz Europa so denkwürdig werden würde.

Der Jubel der Nationalversammlung bei der Kriegserklärung des Königs gegen Oesterreich hatte ebenso wenig zu bedeuten gehabt, wie der Tumult am 20. Juni. Das Erstere vermochte nicht den unglücklichen Ludwig zu einem Volksmann zu machen, und das Letztere richtete nichts aus in der Veto-Frage.

Die Jacobiner machten sich auch bereit den morschen Thron zu zermalmen.

Die traurigen Nachrichten vom Kriegsschauplatz schienen in der That dem Volke den Gedanken einzugeben, daß das einzige Mittel zur Rettung darin bestände, den König abzusetzen.

Um dies einzuführen, war es indessen nothwendig, zu dem für ein Volk so gefährlichen Mittel zu greifen — das Volk aufzuwiegeln.

Die Girondisten, welche in der Nationalversammlung die Herrschenden waren, wollten eine so constitutionswidrige Handlung, wie die Absetzung des Königs, nicht zugeben; dagegen konnte man mit Sicherheit annehmen, daß sie die Absetzung vor sich gehen lassen würden, wenn derselbe vermöge eines Volksauflaufs, in welchem das Volk siegte, stattfände.

Wohlberechnet und mit einem bestimmten Ziel vor Augen wurde nun dieser Aufruhr vorbereitet und als dessen Anführer war George Jacques Danton ausersehen, welcher später eine so gräßliche und blutige Berühmtheit erlangte.

Wie unruhig und leicht erregbar ein Volk auch sein mag, so gehört doch immer, es zu einem solchen Schritt zu bewegen, ein gültiger Grund, wodurch es sich für berechtigt hält, im wahnsinnigen Zorn alle Bedenklichkeiten zu vergessen.

Verschiedene kleinere Scharmützeln hatten am 28. Juli stattgefunden; sie waren durch die Bewohner der Vorstädte hervorgerufen worden und deuteten klar darauf hin, daß die Stimmung eine so aufrührerische sei, daß es nur eines höchst unbedeutenden Anlasses bedürfe, um den Sturm zum Ausbruch zu bringen.

Für den Augenblick fehlte es indessen an einer Veranlassung, um die allgemeine Erbitterung auf diese Höhe hinaufzuschrauben.

Aber das Schicksal hatte doch auch diese Veranlassung bereit. Dies sollte das Manifest des Her-

zogs von Braunschweig sein, welches die Absicht hatte, die Königsgewalt zu stützen, aber durch seinen beleidigenden und übermüthigen Ton grade die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte.

In demselben Augenblick, wo man glaubte, durch Drohungen die Franzosen zur Beibehaltung der absoluten Monarchie vermögen zu können, war es vorbei mit dem ganzen Thron. Der Ruf nach der Absetzung des Königs wurde allgemein. Er ertönte in ganz Paris und hallte wieder in den Provinzen.

Der Communalrath von Paris gab dem Bürgermeister Petion den Auftrag, der Nationalversammlung die inständige Bitte der Hauptstadt um die Absetzung des Königs vorzulegen. Diese Bitte wurde am 3. August eingereicht.

Am 10. August brach der Aufstand los, dessen Ausgang ganz Europa bekannt ist Drei Tage darauf wurde der beklagenswerthe Ludwig mit seiner Familie in den Tempelthurm eingesperrt. Die Würfel waren geworfen; das Loos eines Märtyrers war ihm zugefallen. Eine Rettung gab es nicht.

Nach diesen Ereignissen fiel die eigentliche Macht in die Hände von Marat und Danton. Was konnte man wohl von diesen Männern erwarten? Gewiß alle die Greuelthaten, welche folgten.

Daß sie im Namen der Freiheit und gedeckt durch deren Schild sich alle die Grausamkeiten, welche die Geschichte erzählt, erlauben würden, versteht sich von selbst.

Ihr erstes Augenmerk war auch auf die Ausrottung der Royalisten in der Hauptstadt gerichtet.

Sie wagten indessen nicht, das Publikum mit dem beabsichtigten Blutbade bekannt zu machen, sondern „der Sicherheitsausschuß“ besorgte es ganz im Stillen, daß die Stadtthore gesperrt wurden, worauf das Spähen nach versteckten Royalisten seinen Anfang nahm.

Diese Mission wurde Maillard aufgetragen, der sich bereits ein Corps von einigen hundert Mann gebildet hatte, welche dem Abschaum der Gesellschaft angehörten. Diese Elenden erhielten jezt Gelegenheit, ihren wilden und blutdürstigen Neigungen ungestraft die Zügel schießen zu lassen.

Am 29. August begann die Jagd auf die Royalisten und wurde von diesem Pöbelhaufen bis zum 31. fortgesezt.

Mit welcher Unparteilichkeit und Vernunft diese Spähereien ausgeführt wurden, wird Jedermann begreifen, da sie solchen Handlangern anvertraut waren.

Alle Gefängnisse wurden von Gefangenen voll, und man mußte wegen Mangel an Raum die Klöster als Arrestlokale benützen.

Am 29. August war Jacob, gleich nachdem er ausgegangen, schleunigst zurückgekehrt und hatte Sophie, Madame Matthieu und Susanne die Zimmer im ersten Stock verlassen und in den dritten hinaufziehen lassen, wo sie in zwei Kammern einlogirt wurden, die hinter einem großen Magazin gelegen waren. — Die Thüre zu dieser Wohnung war so in der Wand angebracht, daß ein ungewohntes Auge sie unmöglich entdecken konnte.

Auch den Elias hatte Jacob in diesem Versteck einsperren wollen, aber vergeblich. Wo der Vater war, wollte auch der Sohn sein.

Der 29. ging vorüber, ohne daß man Etwas von dem vernahm, was sich außerhalb der Wohnung Jacobs zutrug. Selbst der 30. war zu Ende und der Abend gekommen, als ganz plözlich drei rasche Schläge an das Thor sich vernehmen ließen.

Es war dieß das Zeichen, durch welches die Mitglieder der Familie des Levitain zu erkennen gaben, daß sie hinein wollten und etwas Wichtiges mitzutheilen hätten. Der Einzige, welcher außer der Familie dieses Zeichen kannte, war Mirabeau. Folglich mußte es Jemand von den Verwandten Jacobs sein.

Er stand auch schleunigst auf, um zu öffnen und zündete seine Blendlaterne an.

Elias wurde von einer heftigen Angst ergriffen. Er stellte sich zwischen die Thüre und den Vater und sagte:

„Gehe nicht, Vater; eine Ahnung sagt mir, daß Dir etwas Böses droht.“

„Elias, es ist Jemand von meiner Verwandtschaft, der mich sucht; ich muß gehen.“

Jacob schob den Sohn bei Seite und befahl ihm ruhig zu sein.

Zum ersten Male gehorchte Elias nicht dem Befehle seines Vaters. Sowie Jacob das Zimmer verlassen, stürzte Elias ihm nach, und als der erstere den Schlüssel in's Thorschloß steckte, stand Elias an seiner Seite.

Während dem waren die drei Schläge mit einer

Heftigkeit wiederholt worden, die große Angst verriethen.

„Wer da?" fragte Jacob.

„Sophiens Mutter," antwortete eine zitternde und angstvolle Weiberstimme.

Augenblicklich war das Thor geöffnet und herein stürzte eine Frau, deren Anzug ganz in Unordnung war.

Zu gleicher Zeit erschallten wilde Rufe von der Straße:

„Hierher, hierher sind sie geflüchtet!"

Mit kräftigem Arme wollte Jacob wieder das Thor zuwerfen, aber gerade in demselben Augenblick wurde es mit solcher Gewalt zurückgeschleudert, daß er zur Seite geworfen wurde. Einige von Blut beschmutzte und in Lumpen gekleidete Männer, die mit Aexten und Messern bewaffnet waren, stürzten herein und schrieen:

„Wir haben sie und noch ein Paar andere Royalisten dazu."

Schmutzige und raubgierige Hände streckten sich gegen das zitternde Weib, gegen Jacob und Elias aus, um sie zu ergreifen und in's Gefängniß zu schleppen. Aber der hochgewachsene Jude schien nicht gesonnen, ihnen ohne Widerstand ihren Raub überlassen zu wollen. Er stellte sich vor die Frau, welche zu ihm geflüchtet war, und gab dem Anführer einen so gewaltigen Schlag auf den Kopf, daß er zurücktaumelte.

Ein augenblicklicher wilder Kampf entstand. Elias nahm daran Theil wie ein Rasender. Einige Secunden dauerte der Streit; dann hörte man einen gel-

lenden Angstschrei eines Weibes, darauf einen unterdrückten Schmerzensschrei — und Jacob und diejenige, die er hatte beschützen wollen, stürzten rücklings zu Boden.

In dem Augenblick, wo die Mordwaffe seine Brust traf, hatte Jacob den Arm des Elias ergriffen. Als er zu Boden fiel, zog er den Sohn mit sich, aber so, daß er ihn mit seinem Körper bedeckte.

„Es ist vorbei mit der ganzen Gesellschaft," sprach der Anführer.

In demselben Augenblick, in welchem Jacob fiel, war die Laterne zerschmettert worden, so daß eine vollständige Finsterniß die Mordscene verhüllte.

Die Banditen stürmten in's Haus hinauf, um einige andere Unglückliche aufzuspüren, die sie in's Gefängniß schleppen konnten.

Als sie nach Verlauf einiger Augenblicke das, was sie suchten, nicht gefunden hatten, verließen sie den Schauplatz ihrer Unthaten und begaben sich in irgend ein anderes Haus, um dieselben fortzusetzen.

Alles war still in dem dunkeln Thorweg. Der Abendwind strömte hinein und zog seufzend an der Blutscene vorbei.

Während einiger Augenblicke schien es, als wenn Alle in diesem Hause gestorben wären. Endlich hörte man einen Schmerzensseufzer und eine fast sterbende Stimme, welche flüsterte:

„Elias!"

Auf diesen in der Stille der Nacht geflüsterten Namen folgte eine Bewegung und eine zitternde Stimme stammelte:

„Vater, Vater!"

„Sperre das Thore zu," sagte Jacob im sterbenden Tone.

Bevor Elias sich von der Last des kraftlosen Körpers Levitains befreien konnte, wurde der Befehl von dem starken Luftzug vollzogen; denn das Thor schlug zu mit einem tiefen Klang, welcher zu erkennen gab, daß es verschlossen sei.

Endlich war Elias auf die Beine gekommen. Er tappte zum zugeschlagenen Thore hin, um zu untersuchen, ob es wirklich verschlossen sei.

Als er wieder zum Vater zurückkehren wollte, wäre er beinahe ausgeglitscht auf dem vom Blut schlüpfrigen Boden.

„Elias, Elias! meine Stunden sind gezählt!" so ließ sich die Stimme Jacobs vernehmen, aber dießmal so schwach, daß sie nur wie ein Flüstern klang.

Indem er sich im Dunkeln vorfühlte gelang es Elias eine Hand seines Vaters zu erfassen. Sie war beinahe kalt.

„Ich sterbe; . . . und Du mußt stark sein . . . verspreche mir das! . . ."

Schluchzen war die einzige Antwort die Elias geben konnte.

„Kind . . . Dein Vater ist . . . wirst Du seine Bitte . . . ungehört lassen . . ." stammelte Jacob.

„Ich verspreche stark zu sein. — O, mein Vater, mein theurer, geliebter Vater!"

„Wache über Sophie, aber sei vorsichtig . . . lebe,

um meine Pflichten gegen sie zu erfüllen; . . . um meine Schuld an sie zu bezahlen . . . Lasse Niemanden ahnen, daß sie in diesem Hause verborgen ist . . . Der Gott . . . unserer . . . Väter . . . segne . . . Dich. Liebe die . . . die . . . Dir . . . Böses . . . thu . . . ."

Die lezten Worte starben dahin in einem Röcheln, der von einem schmerzlichen Angstruf des auf den Knieen liegenden Sohnes begleitet war. Dann entstand eine Grabesstille.

Eine lange Weile verblieb es so. Endlich hörte man Tritte, als wenn Jemand sich im Dunkeln bis an die Treppe vorfühlte und dann dieselbe hinaufzusteigen begänne.

Kurz nachdem der Schall von den Tritten sich verloren hatte, hörte man sie wieder. Vom obern Theile der Treppe schimmerte Licht. Es wurde tiefer gesenkt und erleuchtete ganz und gar den Thorweg.

Ein junger Mann, welcher einen Candelaber trug, kam zum Vorschein.

Er war in einen ursprünglich feinen und kostbaren Anzug gekleidet, der aber jetzt von Blut und Koth beschmutzt war.

Auf dem Kopfe trug er einen rothe Mütze, welche eine Menge schwarze ungeordnete Locken umschloß. Das eher schöne als häßliche Gesicht war bleich. Ein Paar große dunkle Augen blickten mit einem eigenen drohenden Ausdruck um sich und ruhten auf dem blutigen Gemälde, welche er jetzt beleuchtete,

Sein erster Blick fiel dabei auf die ermordete Frau, deren kostbare Kleider zeigten, daß sie der höhern Gesellschaft angehörte.

Er betrachtete ihr Gesicht, als wenn seine Augen daran festgezaubert wären. Nicht eines Blickes würdigte er den todten Jacob oder den über des Vaters Leiche besinnungslos dahingestreckten Elias.

So schritt er auf die blutige Gruppe zu. Als er an der Seite der Dame anlangte, setzte er den Candelaber nieder, beugte ein Knie und ergriff eine von den kleinen, zarten mit kostbaren Ringen verzierten Händen. Er schloß sie in die seinigen und murmelte:

So bist also todt, Du schönes, stolzes Weib, und ich habe Dich nicht retten können.

Ein schmerzlicher Seufzer hob seine Brust. Die kleine schöne Hand wurde mit den heißesten Küssen bedeckt, während er sie bei den zärtlichsten Namen nannte.

So vergingen einige Minuten; darauf zog er einen Ring von ihrem rechten Zeigefinger und setzte ihn auf seinen linken kleinen Finger. Mehrmals küßte er die Hand, welche er beraubt und sagte in einem Tone voll Schmerz:

Wenn Du noch einen Funken von Leben hättest, würdest Du mit Abscheu und Verachtung den vermessenen Plebejer von Dir stoßen. Die Berührung mit ihm würde Dich anekeln und Du würdest glauben vor Scham sterben zu müssen, weil seine Lippen die Deinigen berührt; aber der Tod, Cesarine, der Tod macht uns Alle gleich. Er ist der größte aller Republikaner.

Er richtete ihren Kopf in die Höhe, lehnte ihn gegen seine Brust und fügte hinzu:

— Könnte ich in diesem Augenblick Dein Leben

mit dem Verlust des meinigen erkaufen, dann . . . Die geschlossenen Augen der Todten öffneten sich. Ihre Blicke richteten sich auf den jungen Mann und die bleichen Lippen flüsterten:

— Ich glaube Euch, Jerome!

Beim Klange dieser Stimme zitterte der junge Mann. Er neigte sich näher und murmelte:

— Gott hat denn meine Bitte gehört. Sie werden zum Leben zurückkehren, Marquisin; ich wußte es wohl, daß Sie nicht sterben könnten, nicht sterben dürften.

— Stille, in einigen Augenblicken ist es vorbei! Ich habe nicht sterben können, bevor ich sie . . . das Kind . . . Sophie d'Escare — Eurer Obhut . . . anvertraut hatte.

— Befehle, Euer Wille ist für mich wie ein Gesetz Gottes!

Beschütze Levitain und Alle von seinem Hause... Beschütze sie, und ich werde . . . bitten für Euch . . . und vergeben.

— Daß ich Euch geliebt habe, rief Jerome in einem harmvollen Tone.

— Ja . . . liebet Sophien, . . . schenket ihr die Liebe, welche Ihr mir geschenkt . . , werdet ihre Stütze in diesen Zeiten. Ihr seid mächtig . . . Ich bitte . . . benützet diese Macht, das arme Kind zu schützen . . .

. . . Lebwohl! . . . Jetzt ist es vorbei . . .

. . . Ihr habt gesiegt ... Gott wache über mein . . .

Das letzte Wort starb lautlos auf ihren Lippen. Sie schloß die Augen. Es entstand ein Todeskampf

von einigen Minuten. Darauf bewegten sich Ihre Lippen wieder.

Es kam Jerome vor, als wenn sie den Namen Mirabeaus flüsterte; aber sicherlich war das ein Irrthum. Was konnte die stolze, dem Hofe so warm ergebene Marquisin mit dem großen Volksführer gemein haben? Nichts.

Nach dem Hervorstammeln dieses Namens, war Alles vorüber. Das Siegel des Todes war bereits auf ihre Lippen gedrückt.

Jerome hielt in seinen Armen die blutige Leiche einer der aristokratischsten Frauen Frankreichs.

Eine halbe Stunde lang verblieb Jerome unbeweglich, die Todte heftig an seine Brust gedrückt, in deren Wölbung ein heftiger Kampf stattfand. Als dieser vorüber war, sagte er:

— Friede mit Deinem Staub, Du schönes und trauriges Traumbild meiner Jugend!

In demselben Augenblick, in welchem Jerome sich in seiner vollen Länge emporrichtete, richtete sich auch Elias auf.

Der Jüngling und der junge Mann befanden sich dadurch von Angesicht zu Angesicht. Ihre Augen begegneten sich, Eine Weile blickten sie einander an.

Elias machte eine Bewegung, als wenn er Lust hätte sich auf den Fremden zu stürzen, dessen blutbeflecktes Kleid und sonderbare Kopfbedeckung ihm ein Aussehen gab, welches deutlich sagte, daß er zur Zahl der Banditen gehöre, die Levitains Haus heimgesucht hatten.

Bei der Bewegung, die Elias machte, streckte

Jerome die Hand aus und sagte mit ruhiger und fester Stimme: — Mache keinen Versuch einen Streit zwischen uns zu beginnen, ein solcher würde wahnwitzig sein. Ihr seid ein Kind, ich ein Mann. Bei dem ersten Zusammenstoß würde ich Euch zermalmen. Es ist mehr als genug mit dem Blute, das geflossen ist. Ich will nicht das Eurige vergießen, und am allerwenigsten in dem Augenblick, wo Ihr an der Leiche Eures Vaters und ich an der einer lieben Freundin stehe.

Jerome zeigte auf die todte Marquisin.

— Euer Vater hat Euch ja außerdem anempfohlen stark zu sein, fuhr Jerome fort. — Nur der Ruhige und Kaltblütige kann das sein. — Merket Euch, daß wir in einer Zeit leben, in welcher diese beiden Eigenschaften unsere einzige Waffe ist.

Der junge Mann reichte Elias die Hand und fuhr fort:

Mein Name ist Jerome. Wie ich weiter heiße, kann Euch gleichgültig sein. Genug, daß ich Euch meinen Schutz anbiete.

Elias stützte sich auf die Hand und murmelte:

— Rühre mich nicht an; ich verabscheue Euch. Ihr gehört zu den Mördern meines Vaters.

Die Augen des Jünglings richteten sich auf die Leiche des Alten. Die silberweißen Locken waren von Blut gefärbt. Bei diesem Anblick warf er sich wieder über den leblosen Körper und brach in wilde, leidenschaftliche Klagen aus.

Jerome stand unbeweglich und betrachtete ihn.

Ueber den Zügen des jungen Mannes ruhte ein Ausdruck kalter Verachtung. Er verglich in Ge-

danken seinen Schmerz mit dem des Elias und Beider ungleiche Kraft, den Kummer zu ertragen.

Als der heftige Ausbruch sich etwas gelegt hatte, streckte Elias die Hand in die Höhe und rief:

— Bei dem Gott meiner Väter schwöre ich, daß ich es nie vergeben, nie vergessen werde, daß die Christen Dein Blut vergossen, mein edler Vater. — Von diesem Augenblick an hasse ich sie als meine bittersten Feinde.

Als er diesen Schwur gethan, stand er auf.

Eine düstere Ruhe verbreitete sich über sein Gesicht. In einem kalten und fast befehlenden Ton sagte er zu Jerome:

— Fort von hier! Ihr müßt jetzt zufrieden sein, Ihr habet meinen Schmerz mit angesehen. Gehe!

Er deutete auf das Thor.

Jerome blieb unbeweglich.

— Wenn ich gehe, sagte er, wohin gedenkt Ihr denn diese zu bringen? Er wies mit der Hand auf die beiden Leichen.

— Ihr habt kein Recht mich darnach zu fragen, was ich zu thun gedenke. Euch kommt es zu, dieses Haus zu verlassen, welches Ihr betreten habt, um Euch mit Blut zu beschmutzen.

— Warum ich dieses Haus betrat und hier verweilte, weiß Niemand, als ich selbst, antwortete Jerome. Warum ich nicht Eurer Forderung nachkomme, das werde ich Euch gleich sagen. Die Ursache ist — Sophie d'Escare. Euer Vater nahm Euch das Gelübde ab, sie zu beschützen. Einige Augenblicke darauf gab ich dasselbe Versprechen Derjenigen, die das Schicksal Eures Vaters getheilt. Wir haben

auf diese Weise eine und dieselbe Pflicht übernommen. Ihr seid ein Jüngling und als solcher ohnmächtig Euch selber, geschweige Jemanden Andern zu beschützen. Ihr müßt deßhalb einen Bundesgenossen haben. Dieser Bundesgenosse werde ich sein.

— Ihr und ich im Bündniß! Niemals! Ihr ein Christ, ich ein Jude. Wir können nichts mit einander gemein haben. Ich bin ein Jüngling, sagtet Ihr. Das ist wahr; aber ebenso wahr ist es, daß das Wesen, welches ich zu beschützen versprach, Niemanden, als mich zur Stütze haben soll. Mein Vater hat auf mich eine Pflicht übertragen. Diese ist mir zu heilig, als daß ich es Jemanden erlauben sollte, sie mit mir zu theilen. Gehe deßhalb, oder nehmet selbst mein Leben, wenn Ihr nicht mit meiner Antwort zufrieden sein solltet!

Jerome suchte, jedoch vergebens, Elias zu beweisen, daß er unklug und unrecht handele. Der Jüngling hörte nicht auf seine Worte, und Jerome sah bald ein, wie fruchtlos es sei hier Ueberredung anwenden zu wollen.

Jeromes von Natur bewegliches und hitziges Blut begann bei dem hartnäckigen Widerstand des Elias in Wallung zu kommen. Eine leicht zu vollziehende Drohung schwebte auch auf seinen Lippen; aber er mäßigte sich und sagte nur:

— Ihr seid ein halsstarriges Kind. Wir wollen deßhalb keine Worte mehr verschwenden, zumal wir in einer Zeit leben, wo die Handlung allein gilt. Nun zu einer andern Sache; die Leiche Eures Vaters muß fortgeschafft werden.

Jerome hatte mit diesen Worten den Gedankengang des Elias auf einen für sein Herz so theuren Gegenstand gerichtet als die irdischen Ueberreste seines Vaters.

— Ich werde sie begraben, antwortete Elias mit Anstrengung.

— Ihr könnt sie nicht durch dieses Thor hinausbringen; denn wenn man morgen oder diese Nacht Euch mit dieser Leiche träfe, so würde man Euch als Royalist gefangen nehmen. Alle, die jetzt getödtet worden sind, hält man für Royalisten. Ihr müßt ihn deßhalb innerhalb dieser Mauern begraben, und das schleunigst. Wenn Ihr nicht darauf eingeht, so zwingt Ihr mich, Eure Pflicht gegen den Todten zu erfüllen.

Ohne die Antwort des Elias abzuwarten ging Jerome zu der Seite des Thorwegs, die nach dem Hofe zu führte.

Eine halbe Stunde später ruhte der Jude Jacob Levitain und eine der stolzesten Marquisinnen Frankreichs neben einander in dem kleinen Hof.

Jerome hatte für die edle Dame ein eigenes Grab gegraben, Elias eins für seinen Vater. Als sie die Gräber wieder zugeschüttet hatten, betete Elias lange Zeit bei dem seines Vaters.

Er betete mit dem Eifer und mit der Gluth, welche eine fanatische Ueberzeugung und ein fanatisches Gefühl auszeichnet.

Währenddem hatte Jerome schweigend da gestanden und düster die Gruft betrachtet, die er soeben wieder mit Erde aufgefüllt.

Daß es nicht ein stilles Gebet war, welches er in Gedanken vor sich hinflüsterte, konnte man an seinem Gesichte sehen. Es spiegelten sich auf demselben sowohl bittere wie traurige Betrachtungen ab. —

Als Elias mit seinem Gebet zu Ende war, wandte er sich an Jerome, indem er die Worte, die er schon mehrere Male ausgesprochen, wiederholte:

— Gehe, verlasse dieses Haus!

Jerome betrachtete den Jüngling mit einem langen prüfenden Blick und dachte:

Der Knabe wird sich eher in Stücke schneiden lassen, als mir freiwillig Gelegenheit geben ihm beizustehen. Ich muß darum List anwenden.

Ohne ein Wort auf die wiederholte Aufforderung des Elias zu antworten, lenkte Jerome seine Schritte gegen das Thor, drehte den Schlüssel im Schloß um, öffnete und ging hinaus auf die Straße, verschloß aber das Thor hinter sich.

Elias war ihm nachgefolgt, um zu schließen, aber als er die Hand gegen das Schloß ausstreckte, hörte er, wie Jerome dasselbe durch eine zweimalige Umdrehung mit dem Schlüssel verschloß, den er mit sich genommen.

Nach dem Dunkel der Nacht und ihren unheimlichen Ereignissen folgte der Morgen. Die Strahlen des Tages fielen hinein in den Hof auf die zwei sich dort befindenden Gräber.

Elias saß unbeweglich wie eine Bildsäule auf dem einen.

Des jungen Menschen Gesicht verrieth keine Spur von Schmerz; es war kalt und leblos. Es sah aus, als wenn es in Stein gehauen gewesen.

Als die Sonne bereits eine lange Strecke auf ihrer Bahn zurückgelegt, stand Elias auf und flüsterte:

— Jetzt heißt es: vergesse nicht das Versprechen, welches Du Deinem Vater gegeben, Elias! — Also zum Handeln!

Mit festen Schritten verließ er den Hof und begab sich hinauf zu den eingeschlossenen Frauen.

Als er zu ihnen eintrat, rief Sophie, indem sie ihm entgegensprang und seine Hände fassen wollte: — Elias, Du bist leichenblaß; ist etwas Unangenehmes passirt?

Ohne Sophie seine Hände fassen zu lassen, ging er bei Seite, um der Berührung mit ihr zu entgehen, und sagte ganz kurz:

— Ich weiß nicht, was sich ereignet hat; aber mein Vater läßt sagen, daß Sophie und Madame Matthieu sich bereit halten sollen, dieses Haus im Laufe des Tages zu verlassen, um sich in eine andere Heimath zu begeben. Ich werde kommen und Euch abholen.

Ohne etwas Weiteres hinzuzufügen, zog er sich zurück und schloß wieder die Thüre.

Der Tag verging, ohne daß Elias wieder zum Vorschein kam.

Sophie saß still und traurig in einer Ecke, auf jedes Geräusch horchend, in der Hoffnung, Etwas

von Elias oder Jacob zu sehen zu bekommen; aber die eine Stunde nach der andern verging, ohne daß einer von ihnen zum Vorschein kam. Madame Matthieu hatte Alles so in Ordnung gebracht, daß sie die Wohnung, in der sie so viel Freundlichkeit genossen, verlassen könnten.

Susanna war mit der Mahlzeit beschäftigt und verlor sich in Vermuthungen darüber, was wohl vor sich ginge, daß Sophie und ihre Lehrerin fort müßten.

Es waren ja nur zwei Tage her, daß Susanna mit ihren eigenen Ohren Jacob hatte sagen hören, daß er, so lange die Unruhen in Frankreich fortdauerten, gar nicht daran denke, Sophie von ihrer Heimath zu trennen. Es mußte bestimmt sich etwas Ungewöhnliches ereignet haben; denn Vater Jacob war nicht der Mann, der das Eine sagte und das Andere meinte.

Susanna schmollte darüber, daß Elias auf eine so unschickliche Weise seinen Auftrag vorgebracht hatte und meinte, daß, wenn sie den jungen Menschen vornähme, er gezwungen werden würde, mit der Sprache herauszurücken und Alles zu sagen, was er wüßte. Uebrigens könne es gar nicht fehlen, daß Jacob selber kommen und Alles erklären würde.

Während Susanna unaufhörlich Reden hielt, saß Sophie und grübelte. Madame Matthieu packte ihre Effecten ein und wieder aus, um Etwas zu thun zu haben und um nicht veranlaßt zu werden, auch von ihrer Seite das auszusprechen, was sie in Beziehung auf die gemachte Aufforderung dachte oder vermuthete. So verging der Tag und der Abend stellte sich wieder ein.

Nachdem die Dunkelheit vollständig die Erde in ihren schwarzen Mantel eingehüllt, öffnete sich die Thüre, und Elias erschien auf der Schwelle, wo er stehen blieb indem er in kurzem Tone sagte:

— Sophie und Madame Matthieu werden mir folgen.

Bevor eine von ihnen eine Bewegung machen konnte, sprang Susanna hervor und rief:

— Elias, liebes Kind, was . . . .

— Stille, Susanna, keine Fragen! Hier gilt es allein, dem Befehle meines Vaters zu gehorchen.

Er schob Susanna zurück in das Zimmer und fügte hinzu, indem er sich gegen die Andern wandte:

— Sind Sie bereit?

— Ja! — antwortete Madame Matthieu. — Wer soll unsere Sachen heruntertragen?

— Hier stehen sie. — Komm, Sophie!

Elias winkte dem Mädchen, welches zugleich mit Madame Matthieu das Zimmer verließ, nachdem sie Susanna ein freundliches Lebewohl gesagt.

Als Elias die Thüre verschließen wollte, stürzte Susanna auf dieselbe zu mit den Worten:

— Nein, Elias, hier oben vermag ich nicht allein zu bleiben, laß mich wieder nach unten zurückkehren. Vater Jacob kann nicht wollen, daß ich hier gefangen sitzen soll. Was kann mir, einer alten Dienerin, passiren, wenn ich auch in unserer alten Wohnung gesehen werde? Nichts. Und wenn mir auch Etwas zustoßen sollte, so will ich lieber das, als hier verweilen. Wo ich auch bin, trifft mich ja doch nichts Schlimmeres, als das, was der Gott meiner

Väter beschlossen hat, daß es mein Schicksal werden soll.

Einen Augenblick war Elias unschlüssig; sagte aber nachher:

— Du hast Recht; wir können uns doch nicht verschließen vor dem Schicksal, welches der Herr für uns bestimmt hat. Gehe deßhalb dahin, wo Du willst! Unter einer Bedingung indessen: Du darfst unter keinerlei Vorwand dieses Haus verlassen.

Einige Minuten später hatte Susanna ihm die drei Treppen heruntergeleuchtet. Als sie hinuntergekommen waren, befahl Elias Susanna, mit dem Lichte wieder hinaufzugehen. Erst als der Schein davon im ersten Stocke verschwunden war, öffnete er das Thor.

Indem er den Arm Sophiens fest faßte, schob er erst Madame Matthieu hinaus auf die Straße und schlüpfte nachher mit Sophie hinaus.

Eine halbe Stunde später hörte man rasche Tritte sich der Wohnung des Juden nähern. Das Thor wurde geöffnet und der Ankömmling trat unerschrocken hinein.

Susanna, welche sich jetzt in dem großen Familienzimmer befand, begann rasch verschiedene Stühle und Möbel in Ordnung zu setzen. Sie war so eifrig mit dieser Arbeit beschäftigt, daß sie nicht hörte, wie die Thüre sich öffnete und ein hochgewachsener Bursche eintrat.

Das Zimmer wurde von dem Licht, welches Susanna mitgebracht, nur schwach erleuchtet, so daß die Gestalt, welche auf der Thürschwelle stand, sich ganz und gar im Dunkeln befand.

Eine lange Weile blieb er auch unbeweglich stehen und betrachtete Alles um ihn herum mit einem forschenden Blick. Endlich trat er vor.

Bei dieser Bewegung drehte sich Susanna um und rief:

— Herr, mein Gott, seid Ihr es, Vater Jacob! — Sollte ich vergessen haben, die vordere Thüre zu schließen!

Sie nahm das Licht und der Schein desselben fiel jetzt auf den ungebetenen Gast.

Susanna schrie laut auf vor Schrecken. Vor ihr stand ein junger Mann, in einem einfachen, aber würdigen Anzug, dessen Harmonie indessen durch eine kleine rothe Mütze, die er auf dem Kopfe trug, gestört wurde.

Die Angst Susannas bei seinem Anblick schien nicht den geringsten Eindruck auf ihn zu machen. Er trat nur näher an sie heran und sagte:

— Führe mich zu Sophie d'Escare; ich muß sie schleunigst sprechen.

— Wie seid Ihr hereingekommen? Wer seid Ihr und welche Angelegenheit führt Euch hierher? schrie Susanna.

— Das geht Euch nichts an. Alles, was Ihr zu thun habt, ist, mich zu derjenigen zu führen, die ich suche. So sprach er und legte seine Hand auf die Schulter der alten Jüdin.

Susanna warf zitternd einen Blick auf sein Gesicht. Seine Miene war drohend, und im Augenblick dachte das alte Weib:

— Gottlob, daß es das christliche Mädchen und nicht Eines der Meinigen ist, das er sucht.

Darauf bemerkte sie:

— Diejenige, welche Ihr sucht, hat vor einer halben Stunde dieses Haus verlassen, um nie mehr hierher zurückzukehren.

— Wer hat sie weggebracht? rief der junge Mann und umfaßte die beiden Arme Susannas so heftig, daß sie beinahe das Licht hätte fallen lassen. Ihre Furcht, mit dem „Ungeheuer" allein zu sein, machte indessen, daß sie den Leuchter festhielt.

— Vorwärts — antworte, Weib — rief der Fremde — oder ich bringe Deinen Mund auf ewig zum Schweigen.

— Wer sie weggebracht hat! stammelte Susanna. — Niemand. Sie ist mit ihrer Gouvernante gegangen. Elias hat sie zu ihrer neuen Heimath begleitet.

— Und wo, wo ist diese neue Heimath?

— Das weiß ich nicht, rief Susanna weinend. Sie war vor Schreck halb todt.

Jerome — denn er war es — ließ die halb todtgeängstigte Jüdin los und sagte in vollkommen ruhigem Ton:

— Es ist also Elias, der sie von hier weggebracht hat. Gut, ich werde warten.

Er warf sich in eines der Fauteuils.

Susanna, welche sich von dem unsanften Griff um ihre beiden Arme befreit sah, näherte sich der

Thüre; aber bei dieser Bewegung drehte Jerome seinen Kopf um und sagte ganz kurz:

„Nicht aus diesem Zimmer heraus, bevor Elias zurückgekehrt ist! Zünde Lichter an! Ich hasse die Dunkelheit.“

Er kreuzte seine Arme, ließ den Kopf auf die Brust sinken und fiel in Gedanken.

Ueber seine breite Stirne zogen trübe und finstere Wolken, welche seinem ganzen Gesichte ein unglückverkündendes Aussehen gaben.

Als Susanna die Lichter in den Kandelabern angezündet und ihr voller Schein auf seine Züge fiel, hätte man in ihnen die ganze Geschichte der Revolution lesen können.

Sie erzählten von den Leiden, welche den Verstand früh zur Reife gebracht und die Leidenschaften entzündet und ausgebildet hatten; von dem glühenden Haß, welche diese Leiden hervorgerufen, und von einem Rachegefühl, so streng und unversöhnlich, wie die Schmerzen, die er ausgestanden, bitter und zerstörend gewesen.

Dies Alles stand geschrieben auf dem Gesichte des jungen Mannes und machte eben die Elemente aus, welche die Revolution hervorgerufen.

Das französische Volk hatte seit Jahrhunderten einen so gränzenlosen Druck von der Aristokratie und Monarchie erlitten, daß dieser unwillkürlich diesen leidenschaftlichen Haß, diese blinde, unversöhnliche und unbarmherzige Rache, welche das Revolutionsjahr von 1792 auszeichnete, gebären mußte.

Denkt man zurück an Alles, was diese Volkserhebung hervorrief, so muß man eben einsehen, daß

das Blut, welches während Jahrhunderten vergossen worden war, endlich dieses wilde Blutbad erzeugen mußte, welches nicht allein die Septembertage, sondern die ganze Schreckensherrschaft charakterisirte. Doch, das gehört nicht hierher.

Eine Stunde nach der andern verging; aber Elias kam nicht zurück, und doch blieb Jerome, unbeweglich wie eine Bildsäule, auf demselben Platze sitzen.

Der kostbare Pendel erzählte mit seiner Metallzunge den Gang der Zeit. Jerome schien nicht darauf zu achten. Keine Bewegung der Ungeduld wegen der Verzögerung war an ihm bemerkbar.

Die Uhr hatte gerade zwei Nachts geschlagen, als man hörte, wie das Thor langsam geöffnet wurde. Bei diesem Laut stand Jerome auf.

Wieder verstrich eine lange Weile, bevor man Tritte auf der Treppe vernahm. Endlich ließen sich drei Schläge an der vordern Thüre vernehmen, die Jerome hinter sich geschlossen hatte.

Susanne wollte rasch öffnen, aber er deutete auf die Thüre, welche zu dem andern Zimmer führte, und sagte:

„Gehe dort hinein; ich werde selbst dem Elias Levitain aufmachen.“

„Ach, mein Herr, Ihr werdet doch nicht dem armen Kinde Etwas zu leide thun?“ sagte Susanna und sah ihn unruhig an.

„Nein, nicht, wenn Ihr schnell gehorcht.“

Susanna verließ das Zimmer, und Jerome ging hervor, um dem Klopfenden aufzumachen.

Es war Elias.

Beim Anblick des Jerome stutzte er und blieb einige Augenblicke unbeweglich stehen.

— Es wundert Euch, mich hier zu finden, bemerkte Jerome, bevor Elias ein Wort gesagt hatte. — Ihr hättet das indessen erwarten sollen, oder glaubtet Ihr wirklich, daß ich wegen Eures halsstarrigen Ablehnens meines Beistandes in Beziehung auf Sophie d'Escare, es aufgegeben hätte das Versprechen zu erfüllen, welches ich einer Sterbenden gegeben? Glaubtet Ihr, daß Ihr meinem Willen widerstehen und mir ein Wesen entziehen könntet, das ich geschworen habe zu beschützen?

Während Jerome so sprach, war Elias in das Vorzimmer getreten und hatte die Thüre zugeschlossen. Als der junge Mann schwieg, sagte Elias:

— Nein, ich traute mir nicht Macht genug zu, um sie zu schützen gegen Eure Verfolgungen, und darum habe ich sie weggebracht. Ihr könnt jetzt gegen mich Euren Zorn ausschütten. Es wird Euch doch nicht gelingen Sophie d'Escare wiederzufinden.

Elias ging stolz an Jerome vorbei und nahm seinen Weg nach dem Familienzimmer. Als er sich mitten auf der Diele befand, wandte er sich an den letzteren und fügte hinzu:

— Nun, mein Herr, es steht Euch frei eine Rache an mir zu nehmen, welche Ihr wollet. Ich fürchte Euch nicht, weil ich Euch hasse.

Es war ein höchst eigenthümlicher Anblick, diesen jungen, schmächtigen, bildschönen Jüngling mit einem herausfordernden Blick dem hochgewachsenen kraftvollen Mann entgegentreten zu sehen.

Jerome hätte nur seine Hand erheben dürfen und

sie wieder niederfallen lassen, um seinen Gegner zu Boden zu schleudern.

Sie glichen David und Goliath.

Einige Augenblicke schien auch Jerome zu überlegen, ob er nicht in allem Ernste den verwegenen Knaben seine Ueberlegenheit sollte kennen lernen lassen; aber die Bitte der gemordeten Marquisin:

— Beschütze Levitain! hielt ihn davon ab.

Er holte tief Athem, um sein aufbrausendes Gemüth zu bewältigen, und sprach dann mit erkämpfter Ruhe:

— Ihr habt sie also irgendwo versteckt?

— Ich habe ihr eine sichere Freistätte verschafft.

— In irgend einem Kloster. Dort möchte sie übrigens alles Andere sein, als sicher.

Jeromes Blicke ruhten auf Elias in der Hoffnung, daß er aus dem Ausdruck in dem Gesicht des jungen Juden einige Schlüsse ziehen könnte, aber es war und blieb unbeweglich wie ein Marmorbild.

Elias antwortete nicht, sondern zuckte nur mit den Achseln. Jerome fuhr fort:

— Wo Ihr sie auch versteckt haben mögt, so soll und muß ich sie finden, und sollte ich gezwungen sein die ganze Erde zu durchsuchen. Und nun Lebewohl! — Gelingt es mir nicht, — dann wird meine Rache Euch treffen.

— Laß sie mich treffen sogleich; denn es wird Euch nie gelingen, sagte Elias kalt.

Jerome schleuderte Elias einen zornigen Blick zu, ging nach der Thüre, aber kehrte gleich wieder um.

Aus seiner Brusttasche zog er ein Notizbuch hervor, riß ein Blatt heraus und schrieb darauf einige Zeilen, worauf er das Papier mit den Worten hinlegte:

— Sollte je irgend eine Gefahr Sophie d'Escare drohen, so wendet Euch an Den, dessen Name hier geschrieben ist, und sie ist gerettet!

Das ereignißvolle Jahr 1792 ging zu Ende, ohne daß Jerome, trotz den eifrigsten und beharrlichsten Nachforschungen, entdecken konnte, wo Elias seinen Schützling verborgen.

Jerome hatte jeden Schritt von Elias ausspionirt und doch keinen Anhalt für seine Nachforschungen finden können.

Die Lebensweise des Elias war so regelmäßig, daß die Tage seines Lebens dahinschwanden, als wenn sie in einer und derselben Form gegossen wären. Jeden Morgen verließ er seine Wohnung und begab sich auf das Comptoir seines Onkels. Dort brachte er den ganzen Vormittag zu, kehrte dann in seine Wohnung zurück und verweilte dort bis zum folgenden Morgen.

In derselben Nacht, in welcher Elias Sophie wegführte, hatte er Susanna von dem traurigen Ende des Vaters unterrichtet. Dies war mit einigen wenigen Worten geschehen. Später gab er nur einsylbige Antworten auf die Fragen, die an ihn gerichtet wurden. Er war schweigsam und verschlossen.

Während der ersten heftigen Ausbrüche von Su-

sannas Thränen hatte Elias sich in das Zimmer seines Vaters eingeschlossen, als wenn er durchaus nicht Zeuge des Schmerzes der alten Dienerin sein wollte, da er ja doch keinen Trost und kein freundliches Wort hatte, womit er denselben hätte lindern können.

Susanna, welche mit der gewöhnlichen Vorliebe für ihr Volk begabt war, hatte ihren Dienstherrn und seine ganze Familie geliebt, als wären sie von ihrem eigenen Fleisch und Blut gewesen. Jetzt da er gestorben war und alle seine Kinder mit Ausnahme von Elias fort waren, übertrug sie später all' die Liebe, welche sie für die ganze Levitain'sche Familie gehegt hatte, auf diesen letztern.

Elias wurde ihr einziger Gedanke, der einzige Zweck für welchen sie lebte und athmete. Wenn sie deßhalb sah, daß ihre Trauer ihn von ihr entfernte, so hörte sie auf dieselbe zu zeigen, und hoffte daß Elias erkenntlich sein werde für den Zwang, welchen sie ihren Gefühlen auferlegte.

Arme alte, treue Dienerin! alle Deine Bemühungen, Deinen Liebling freundlich zu stimmen, sollten unbelohnt bleiben von seinem Herzen, aber reichlich mit Gold bezahlt werden.

Was ist Gold für denjenigen, welcher Anhänglichkeit haben will? Ein werthloses und verächtliches Ding, das nur beweist, wie arm wir an Liebe sind.

Der einzige Gewinn, den Susanna ihre Anstrengungen eintrugen, war, daß Elias sich nicht einschloß, sondern die Zeit, wo er zu Hause war, im Familienzimmer zubrachte, wo Susanna sich dann von dem Winkel aus, in welchem sie saß und arbeitete, an seinem Anblick freuen konnte.

Vergebens suchte Susanna in solchen Stunden ihn zum Sprechen zu bringen. That sie einige Fragen, so war die Antwort: ja oder nein. Wollte sie einige Aeußerungen über die traurigen Ereignisse des Tages aus ihm herauslocken, so unterbrach er sie verdrießlich mit den Worten: — Störe mich nicht! — Ich lese ja!

Lesen war auch das, womit er sich früh und spät mit rastlosem Eifer beschäftigte. Jede Stunde, welche er zu Hause zubrachte, verwendete er auf Studiren.

Die ewig schmerzende Wunde, welche sein Herz durch den Tod seines Vaters erhalten, schien einzig durch ununterbrochene Arbeit und Uebung des Verstandes einige Linderung zu finden. Er litt weniger von der Erinnerung, wenn der Gedanke beschäftigt war.

Trat Susanna auf ihn zu und legte schmeichelnd ihre Hand auf seinen schwarzlockigen Kopf, und nannte ihn wie sie es in seiner Kindheit gepflegt, ihren lieben Jungen, da schob Elias die Hand weg und sagte:

Wozu diese Faselei? Das mißfällt mir.

Gewiß that er Susannas Herze weh und gewiß weinte sie manche bittere Thräne über das veränderte Wesen des Elias; aber die Hoffnung mit ihrem verrätherischen Gaukelbilde spiegelte ihr vor, daß Elias schon sich selbst wieder gleich werden würde, wenn er sich nur an den Tod seines Vaters gewöhnt.

Susanna besaß, wie die meisten Frauen, mehr Herz als Verstand, und bemerkte deshalb nicht, daß der siebenzehnjährige Jüngling sehr rasch ein Mann

geworden. Sie las nicht in seinem kalten Gesicht, daß die Ereignisse sein Herz mit Panzer bekleidet und zu gleicher Zeit sein Denkvermögen entwickelt hatten.

Glücklich sie, die nichts davon merkte, sondern noch hoffte und glaubte an die Zukunft.

Indessen gab es doch eine Quelle ewiger Unruhe für Susanna. Diese Quelle war — Jerome

Sobald sie den Fuß aus dem Thor setzte, konnte sie sicher sein, ihn zu treffen.

Anfangs hatte Jerome durch die Lockungen des Goldes einige Aufklärungen von der alten Jüdin zu erlangen gehofft. Da aber dies nicht gelang, so wandte er Drohungen an, die er gegen Elias richtete, wenn sie ihm nicht zu wissen verschaffen könnte, wo Sophie d'Escare verborgen sei.

Dies Mittel wirkte, und hätte Susanna Etwas gewußt, so ist es ziemlich gewiß, daß sie es verrathen haben würde, um ihren Liebling zu retten. Sie that nun Alles was sie vermochte, um aus Elias herauszubringen, wo Sophie zu finden sei; aber ebenso gut hätte sie erwarten können es von Jacobs Grab zu erfahren, wie von Elias.

Die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen versetzte sie in eine beständige Angst, besonders da auf alle ihre Vorstellungen, daß Elias sich dadurch, daß er das Haus verließ, nicht Gefahren aussetzen dürfte, gar keine Rücksicht genommen wurde:

Auf alle solche Bitten antwortete Elias:

Derjenige, der Deine Befürchtungen erweckt, wird sich wohl hüten ein Haar auf meinem Haupte zu krümmen. Ich habe nichts zu fürchten.

So verstrichen die Tage und das erste Jahr der

Schreckensregierung 1793 begann damit, daß das Haupt Ludwigs des Sechszehnten fiel. Sein unschuldiges Blut wurde ein Sühnopfer für die Missethaten der Väter.

Was an jenem Tag im Innern von Elias vorging, weiß Gott allein; als er aber Abends nach Hause kam, nachdem er den ganzen Tag fort gewesen, war sein Gesicht bleicher als sonst.

Als er sich auf die Ottomane hinwarf, murmelte er für sich selbst:

Die Freiheit dieses Volkes ist mit Blut erkauft und wird in Blut begraben.

Kälter, härter und düsterer wurden die Züge des Jünglings nach dem 21. Januar. Mit jedem dieser blutigen Tage, die vorüber gingen, wuchs sein Haß und seine Verachtung gegen das französische Volk.

Er verabscheute diese Menschen, deren Vergnügen die Guillotine war. Er verabscheute die Republik und ihre Häuptlinge — die erstere als ein Werk der letzteren, welche den niederen Klassen der Gesellschaft angehörten.

Er sah in diesen Männern nur die Repräsentanten des Pöbels der Vorstädte, welche mit blutdürstiger Gier die Zügel der Regierung ergriffen, um ihre bösen Leidenschaften zu sättigen.

Elias verstand nicht oder wollte nicht die große Idee verstehen, welche in der französischen Revolution lag; darum haßte er sie und betrachtete die ganze französische Nation wie eine Horde von Wilden, deren Wollust darin bestand, in diesen täglich

erneuerten Blutvergießungen zu leben und in ihnen einen Genuß zu finden.

Dazu kam, daß es kein freundliches Wesen gab, welches mildernd auf seine Einseitigkeit hätte wirken können; darum blieb die Erbitterung das einzige Gefühl, das seine Seele beherrschte.

Während die Stürme der Ereignisse Elias aufregten und die allgemeine Aufmerksamkeit mit sich rissen, fuhr Jerome fort Elias zu überwachen, und dies obgleich er zu der Zahl der eifrigsten Republikaner gehörte. Nicht einen Augenblick hatte er es außer Acht gelassen nach dem Aufenthaltsort Sophiens zu forschen; aber sie war und blieb wie verschwunden.

In einer Zeit, wo Menschenleben so wenig bedeuten, darf man sich nicht wundern, daß es Stunden gab, in welchen die mißlungenen Versuche des Jerome den Gedanken hervorriefen, Elias anzugeben und ihn aufs Schaffot schicken zu lassen, um ihn so in der Todesstunde zu zwingen Sophie dem Schutze Jeromes anzuvertrauen.

Das, was ihn davon abhielt, war keinesweges ein Gefühl von Barmherzigkeit oder Mitleid, sondern nur der Umstand, daß die Marquise ihm anempfohlen hatte, Levitain zu beschützen.

Für Jerome blieb auf diese Weise nichts übrig, als zu warten, zu spähen und abzuwarten, was der Zufall thun würde, um sich ihm gewogen zu zeigen.

Seine Nachforschungen würden vielleicht mehr Erfolg gehabt haben, wenn er diejenige, die er suchte, persönlich gekannt hätte; aber Jerome hatte das junge Mädchen nie gesehen. Das erste Mal, als er ihren Namen hörte, war damals, als sie ihm

anvertraut wurde. Es war deshalb ein gestaltloser Schatten, dem er nachjagte.

Vollkommen unbekümmert und gleichgültig wegen des Bluts, das ihre Flügel befleckte, zählte die Zeit ihre Tage und Monate.

Man befand sich jetzt im Juli 1793.

Am 11. Vormittags hatte Elias in Geschäften einen jüdischen Kaufmann besucht, welcher in der Rue des vieux Augustins im Hotel de la Providence logirte.

Als Elias sich entfernte und in dem Thorweg angelangt war, wurde seine Aufmerksamkeit durch ein Frauenzimmer erregt, das einige Worte zu einem Aufwärter sprach.

Der Ton ihrer Stimme frappirte ihn so, daß er dadurch aus seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit gleichsam erwachte.

Neugierig warf er einen Blick auf die Sprechende, denn sie hatte in ihrem Klang etwas so Eigenthümliches, Tiefes und Musikalisches, daß jedes Ohr, das davon berührt wurde, sich überrascht fühlen mußte und später nicht im Stande war die Erinnerung an den magischen Klang zu verwischen.

Elias war auch stehen geblieben.

Er betrachtete sie, deren Rede Gesang war.

Seit dem Tode des Vaters war das die erste Stimme, welche sein Interesse zu wecken vermochte.

Diejenige, welche dergestalt seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, war ein junges, hochgewachsenes,

schlankes Weib, von so reiner und blendender Schönheit, daß der kaltblütigste Mensch davon eingenommen werden mußte. Es lag in diesem Gesicht mit seiner bleichen, blassen Haut, mit seinen dunklen Haaren, seiner hohen ernsten Stirne und den offenen tiefsinnigen Augen, etwas so Fesselndes, daß man stehen bleiben mußte und diese Züge betrachten, auf welchen ein großer Gedanke sein heiliges Gepräge gedrückt. Es kam einem vor, als wenn man darin lesen könnte, daß sie vom Schicksal bestimmt sei, eine ungewöhnliche und tragische Rolle in dem großen Drama des Lebens zu spielen.

Auf das allen andern Gefühlen verschlossene Innere des Elias machte sie einen so lebhaften Eindruck, daß er selbst, nachdem sie seinen Blicken entschwunden, lange Zeit unbeweglich dastand.

Er war von der Erscheinung wie betäubt.

So seltsam sind die Bewegungen in unserer Seele, daß es nur des Anblicks eines Gesichts bedarf, dessen Schönheit uns auffällt, um unsere Gedanken von Sorgen und Leiden abzulenken, und uns in einen ganz neuen Gedankengang hineinzuwerfen.

Elias, welcher seit Monaten gegen das Wohlwollen und die Zärtlichkeit seiner Anverwandten und Susannas gefühllos gewesen war; er der ohne eine Miene zu verziehen ganze Schaaren von Opfer nach dem Richtplatz hatte schleppen sehen, empfing durch den Anblick des schönen Weibes einen so lebendigen Eindruck, daß er wie augenblicklich von einer heftigen Leidenschaft ergriffen wurde.

Man konnte sagen, daß ihr Blick in seinem Her-

zen photographirt wurde, um nie mehr daraus zu verschwinden.

Nachdem er ziemlich lange unbeweglich gestanden, kehrte er wieder hinein ins Hotel, um einige Aufklärungen zu erhalten.

Alles, was er für den Augenblick erfahren konnte, war, daß die Schöne dort eingekehrt sei und aus Caën käme.

Mit dieser höchst unvollständigen Nachricht ging Elias fort und begab sich auf das Comptoir seines Onkels.

Als die Arbeit des Tags dort zu Ende war, wanderte er nicht wie gewöhnlich nach Hause, sondern nahm den Weg nach der Rue des vieux Augustins.

Er besuchte einen Glaubensverwandten, welcher dort wohnte, und suchte durch ihn Etwas von der reisenden Dame zu erfahren; aber auch jetzt war das, was er zu wissen bekam, höchst unbedeutend; denn es beschränkte sich bloß darauf, daß ein junges Frauenzimmer, welches denselben Tag angekommen war, ihr Zimmer neben dem jüdischen Kaufmann hatte, und daß sie dieses den ganzen Tag nicht verlassen.

Am folgenden Tage nahm Elias Posto gerade gegenüber Nr. 17.

Er hatte sich fest vorgenommen, seinen Platz nicht eher zu verlassen, bis er wieder das Gesicht gesehen, welches er nicht vergessen konnte.

Elias mochte etwa eine Stunde auf seinem Posten gestanden haben, da erschien endlich ein einfach und geschmackvoll gekleidetes Frauenzimmer und

ging aus dem Wirthshaus hinaus. Es war sie. — Ohne zu ahnen, daß Jemand auf sie paßte, spazierte sie die Straße entlang.

Elias folgte nach. Das achtzehnjährige Herz schlug rasch.

Das jugendliche Blut und das jugendliche Gefühl machten ihre Rechte geltend. Ihre Herrschaft über die Seele des Elias sollte kurz und absolut werden.

Während er in einiger Entfernung hinter ihr her ging, bewunderte er die natürliche Anmuth ihres Ganges. Er war elastisch, graziös.

Wer kann sie sein? fragte Elias sich selbst. Was soll dieses reizende und einnehmende Wesen hier in dem scheußlichen Paris, wo jeder Stein von Blut raucht und selbst die Luft von Verbrechen verpestet ist.

Daß sie nicht der vornehmen Welt angehörte, glaubte Elias nicht allein aus ihrem Anzug, sondern auch aus allem Andern, mit Ausnahme ihres Aussehens, schließen zu können.

Während Elias diese und tausend andere Betrachtungen anstellte, ausgenommen eine einzige, die nämlich: daß sie eine Christin sei, waren sie in einer Straße angelangt, in welcher sich die Wohnung Duperrets befand.

Die Dame ging in das Haus hinein, welches dieser bewohnte.

Elias wartete in der Hoffnung, daß sie recht bald wieder herauskommen würde.

Nach einer Weile erschien sie wirklich wieder und kehrte zurück in das Wirthshaus.

Elias hatte sich dießmal nicht damit begnügt hinter ihr her zu gehen, sondern wanderte neben ihr auf der anderen Seite der Straße.

Das junge Weib war viel zu vertieft in ihre Gedanken, um darauf Acht zu geben, daß der junge Mann sie mit unverwandten Blicken fixirte.

Als Elias gesehen hatte, daß sie im Hotel verschwunden war, begab er sich auf das Comptoir seines Onkels, wo er schweigend und in sich selbst verschlossen seinen Platz einnahm.

Die Gewohnheit an die Eigenheiten des Elias machte, daß Niemand bemerkte daß er spät kam.

Um halb sechs Uhr finden wir ihn in der Rue des vieux Augustins promenirend.

Er war eben im Begriff mit sich selber zu überlegen, ob er ins Wirthshaus hineingehen sollte, um sich zu wissen zu verschaffen, wer das Ziel seines Interesses sei; aber nach einer Weile stand er davon ab, zu diesem Ausweg seine Zuflucht zu nehmen.

In der Zeit, in welcher er lebte, schloß jede Frage eine Gefahr in sich; denn dadurch konnte er die Aufmerksamkeit und selbst den Verdacht auf die Ungekannte lenken, die sehr leicht eine verkleidete Aristokratin sein konnte.

Indessen war die Uhr sechs geworden und die Dame von Caën trat auf die Straße. Sie nahm denselben Weg, wie Vormittags.

Elias folgte ihr.

Dieser Besuch bei Duperret dauerte etwas länger, als der erste. Als sie wieder auf die Straße trat, war die Wölbung der Stirne noch gedankenvoller und der Ausdruck ihres Blicks ein trauriger.

— Sie ist unglücklich, — dachte Elias, und er hätte viel darum gegeben, das Recht zu haben, sie anzureden; aber ein Gefühl heiliger Achtung hielt ihn davon ab, mit jugendlicher Unbesonnenheit sich der Unbekannten zu nähern.

Den Tag darauf finden wir wieder Elias in der Rue des vieux Augustins und um das Hotel de la Providence herumspähend.

Er war ganz anders angezogen, als die vorhergehenden Tage und trug über seinem vollen Haar eine wohlgepuderte Perücke, die ihn ganz unkenntlich machte.

Ganz früh am Morgen sah er Duperret in das Hotel hineingehen. Einige Augenblicke darauf sah man ihn dasselbe verlassen, gefolgt von dem Ziel von Elias Interesse.

Elias trat in die Wirthsstube, und ließ sich unter dem Schein Zeitungen zu lesen und etwas zu verzehren, an einem der Fenster nieder, um von da aus Acht darauf zu geben, wann sie wieder käme.

Es dauerte nicht besonders lange, bevor er sie und Duperret auf der Straße zu Gesicht bekam. Eiligst bezahlte er was er sich hatte vorsetzen lassen, aber nicht mit seinen Lippen angerührt. Darauf eilte er hinaus.

Er blieb jedoch in einem dunkeln Winkel des Thorwegs stehen.

Die Dame erschien. Sie sagte Duperret Lebwohl, worauf dieser sich eiligst entfernte.

Sie hielt sich einen Augenblick im Thorwege auf, ohne Elias zu bemerken. Als ihr verabschiedeter

Begleiter sich entfernt hatte, trat sie wieder hinaus auf die Straße.

Elias eilte ihr nach.

Am Ende der Straße des vieux Augustins holte er sie ein und wollte grade an ihr vorbeigehen, als sie stehen blieb und ein schlecht gekleidetes Weib nach dem nächsten Weg zum Palais Royal fragte.

Bevor die Antwort über die Lippen des Weibes kam, sagte Elias:

— Wenn Sie es erlauben Madame, werde ich Sie dahin begleiten, denn mein Weg führt mich gerade nach dem Palais Royal.

Die Dame dankte mit einem verbindlichen Lächeln, das sie noch schöner machte.

Elias' Augen waren gefesselt an dieses Gesicht, das er später in seinem langen Leben nie mehr vergessen sollte, und das in seinem Herzen eine so plötzliche und heftige Leidenschaft entzündet hatte, daß diese wenige Tage alte Liebe es ihm unmöglich machen sollte, eine anderes Weib zu lieben.

Die ersten Accorde der Liebe waren so heftig auf den Saiten der Seele gespielt worden, daß sie sprangen.

Zusammenschauernd bei dem Genuß des Schauens in diese Augen, die eine Minute tief blau waren, wie die Oberfläche des Meeres an einem klaren Sommertag, die andere wieder dunkel wie die Nacht, und immer leuchtend durch ihren eigenen Glanz — sprach Elias von ganz gleichgültigen Dingen mit einer Ungezwungenheit, die zum Erstaunen war.

Nebenbei und ohne daß Elias es merkte brachte die Dame die Rede auf Marat.

Elias verabscheute diese Mißgeburt, die für den Augenblick der Abgott des Pöbels war; aber dessen ungeachtet fällte er nie ein Urtheil über den Freund des Volkes.

Obgleich jung, so hatte Elias doch von den Verhältnissen Vorsicht gelernt. Er wußte, daß ein einziges mißbilligendes Wort über diesen Tiger in Menschengestalt, dasselbe sein würde, als sein eigenes Todesurtheil fällen.

Es war nicht aus Rücksicht auf sein eigenes Ich, daß Elias diese von der Klugheit dictirte Handlungsweise beobachtete, sondern weil der Vater ihm eine heilige Schuld und verantwortungsvolle Pflicht hinterlassen. Den Händen des Elias hatte ja Jacob die Tochter Mirabeaus anvertraut.

Elias faßte nämlich das Testament so auf, daß der Vater nicht einmal seinem Bruder etwas in Betreff dieser Sache gesagt, sondern die ganze Verantwortlichkeit für die Zukunft und Sicherheit des jungen Mädchens allein dem Sohne auferlegt. Er mußte darum vorsichtig sein, um das Leben zu behalten und als Stütze und Schutz für Sophie dazustehen.

Als deßhalb die Unbekannte einige Fragen an ihn richtete, beschränkte Elias sich darauf zu erwähnen, daß Marat nicht mehr den Convent besuche und von einer zehrenden Krankheit heimgesucht werde u. s. w.

Darauf zeichnete er mit einigen Zügen Marats unermüdliche Wirksamkeit, seine große Popularität und fügte mit einer eigenen Betonung hinzu:

— Sie werden aus Allem diesem sehen, daß der Freund des Volkes dessen Abgott sein muß.

— Ja, ich finde, daß er sehr mächtig ist, antwortete die Dame und vertauschte den Gegenstand des Gesprächs mit einem andern.

Derjenige, welcher gewohnt war Elias schweigsam, verschlossen und leutescheu zu sehen, würde ihn schwerlich wieder erkannt haben. Sein Urtheil über die Gegenstände, die er besprach, zeigten von einer Bildung und von Geistesgaben, die weit über sein Alter hinausgingen.

Gewiß lag bisweilen eine kalte Bitterkeit, eine höhnische Ironie in seinen Worten; aber diejenige, welche ihm jetzt zuhörte, bemerkte das nicht.

Als sie am Palais Royal angelangt waren, sagte sie ihm Lebwohl und sezte einen verbindlichen Dank für den Dienst hinzu, welchen er ihr erwiesen hatte. Sie that das Alles auf eine artige Weise, obgleich mit einer solchen Bestimmtheit im Ton, daß es Elias unmöglich wurde, ihr kurzes aber angenehmes Zusammensein zu verlängern.

Elias versuchte es auch nicht, sondern verbeugte sich achtungsvoll, indem er mit bewegter Stimme den Wunsch hervorstammelte, ihren Namen kennen zu lernen.

— Ihr wollt wissen wer ich bin, versetzte die Dame mit einem traurigen Lächeln. — Ich im Gegentheil wünsche es Euch heute nicht sagen zu müssen. Ich bin ein unbedeutendes Mädchen von Caën, das Euch verpflichtet ist für die Höflichkeit, die Ihr mir erzeigt habt; laßt dies genug sein. Adieu!

Sie ging in den Garten hinein. Einige Minuten darauf schlich Elias ihr ganz unbemerkt nach.

Er hatte die Perücke abgenommen und beobachtete sie jetzt in der Entfernung, um herauszufinden, wo sie hin wollte.

Ohne den Gegenständen, die seine Blicke hätten fesseln sollen, irgend eine Aufmerksamkeit zu schenken, nahm das junge Weib seinen Weg nach einer der Gallerien. Elias sah sie in einen Laden hineintreten.

Den Hut tief in die Augen gedrückt, eilte er nach der Stelle hin, wo sie ihre Einkäufe zu machen beabsichtigte.

Er wurde etwas überrascht, als er fand, daß es ein Messerschmiedladen sei.

Elias blieb jedoch vor dem Fenster stehen und schien mit Kennermiene ein Vorlegemesser mit einer breiten Klinge zu betrachten. Dies verhinderte ihn nicht, einige Blicke durch das Fenster zu werfen, um heraus zu bekommen, was sich im Laden zutrug.

Er sah denn auch, wie die Unbekannte ein blankes Dolchmesser mit Ebenholzgriff auswählte. Nachdem sie dieses gekauft, entfernte sie sich und passirte dicht an Elias vorbei, ohne ihn anzusehen. Sie kehrte zurück in den Garten und nahm dort Platz auf einer Bank.

Nachdem sie sich dort einige Minuten ausgeruht hatte, setzte sie ihren Weg nach ihrer Wohnung fort.

Als Elias sah, daß sie in ihre Wohnung zurückkehrte, hielt er es für ausgemacht, daß sie wie an den vorhergehenden Tagen, den Nachmittag in ihrem Logis bleiben würde. Er ging deßhalb, um einige dringende Geschäfte zu besorgen und erschien erst um die Sechsuhrzeit aufs Neue vor dem Hotel de la Providence.

Eine ganze Stunde wanderte Elias auf und ab ohne das Geringste von Derjenigen zu sehen zu bekommen, derenwegen er alle diese Schritte that.

Er fing schon an zu fürchten daß er sie heute nicht zu sehen bekommen würde, als zu seiner unbeschreiblichen Freude ein Frauenzimmer im Thore des Wirthshauses erschien.

Elias eilt hervor, nimmt den Hut ab und grüßt höflich.

Das Aussehen der Dame war gedankenvoll und so ernst und entschlossen, daß ihr Gesicht ihm sogar streng vorkam.

Als Elias grüßte, schien sie überrascht und sah ihn mit einer Miene an, die deutlich verrieth, daß seine Person vollständig aus ihrem Gedächtniß verschwunden sei.

— Ach Madame — sprach Elias, als er merkte daß er nicht wieder erkannt sei — „es sind nur einige Stunden her, daß ich das Glück hatte Ihr Wegweiser zu sein, und Sie kennen mich nicht mehr.“

„Vergeben Sie mir meine Vergeßlichkeit, die sich nur auf Ihr Aeußeres beschränkte!“ sagte die

Dame freundlich. „Den Dienst, den Sie mir erwiesen, habe ich dagegen frisch im Gedächtniß.“

„Ich danke Ihnen,“ stammelte Elias mit einiger Bewegung und fügte dann mit unsicherer Stimme hinzu:

„Sie haben mir heute eine Bitte abgeschlagen, die ich an Sie zu richten wagte; trotz dem habe ich jetzt eine ganze Stunde hier gewartet, um Ihnen eine andere vorzutragen.“

„Und worauf bezieht sich diese?“

„Daß Sie mir erlauben während Ihres Aufenthaltes in Paris Ihr Begleiter zu sein. Sie sind fremd, Sie kennen die große Stadt nicht; ich dagegen bin hier geboren und erzogen. Gönnen Sie mir das Glück, um welches ich bitte, und ich werde mich mein ganzes Leben lang als Ihren Schuldner betrachten. Ich werde mich in der Entfernung halten, wenn Sie es so verlangen, ich werde schweigen und Sie nicht im Mindesten belästigen, wenn ich bloß in Ihrer Nähe sein darf. Ach, Madame, schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab, sie schließt in sich die einzige Freude, die ich von dem Leben begehre.“

Es lag in den Blicken und in jedem Gesichtszug des Jünglings ein Ausdruck von so vieler Achtung, Bewunderung uud Hingebung, daß er unwillkürlich ein Weib rühren mußte.

Die Unbekannte war auch stehen geblieben. Als er schwieg, reichte sie ihm ihre Hand mit einem schmerzlichen Lächeln und sagte:

„Was Sie verlangen, erfordert Ehre und Pflicht Ihnen abzuschlagen. Sie hätten einsehen müssen,

daß meine Weigerung, Ihnen meinen Namen zu sagen, den Wunsch in sich schloß, daß unsere Wege sich nicht mehr begegnen möchten. Jetzt zwingen Sie mich meiner Seits inständigst darum zu bitten, Sie sich mir nie mehr zu nähern. Sie sind jung, Ihr Name darf nicht mit dem meinigen in Verbindung gebracht werden. Leben Sie wohl, wir trennen uns für immer! Mag Gott Sie beschützen!

Elias ergriff die dargereichte Hand, und obgleich sie sich mitten auf der Straße befanden, führte er sie doch rasch an seine Lippen.

In demselben Augenblick, in welchem er sie losließ, fuhr ein leerer Miethswagen vorbei.

Die Dame winkte dem Kutscher zu halten. Sie nickte noch einmal mit dem Kopfe zum Abschied, stieg in den Wagen und gab Befehl, sie nach Rue des Cordeliers zu fahren.

Mit dem Gefühl heftiger Schmerzen sah Elias den Wagen von dannen rollen.

„Wir trennen uns jetzt für immer," rief er, als der Wagen seinen Blicken entschwunden war. — „Nein, stolzes schönes Weib; sollte ich auch gezwungen sein mich in Deinen Fußstapfen zu schleppen, so sollen meine Augen doch den Genuß haben, Dich zu sehen."

„Rue des Cordeliers," wiederholte er in Gedanken, nachdem er eine Weile unbeweglich dagestanden.

Er fuhr zusammen, als wenn dieser Name seinen Gedanken eine bestimmte Richtung gegeben.

Mit schnellen Schritten schritt er weiter, um dieselbe Richtung wie der Wagen einzuschlagen.

Die Vernunft sagte ihm gewiß, wie wahnwitzig es sei, Diejenige zu verfolgen, welche ihn auf eine so bestimmte Weise verabschiedet hatte; aber in einem Alter von achtzehn Jahren hat das Gefühl gewöhnlich ein so entschiedenes Uebergewicht, daß die Vernunft sich demselben unterordnen muß.

Erst die Jahre und die Erfahrung lehren uns, daß sie später der Dictator unserer Handlungen sein muß.

Jetzt gehorchte Elias gänzlich der Stimme des Gefühls und wanderte deßhalb nach der Rue des Cordeliers.

Dort wohnte ja Marat. Er wußte selbst nicht, warum der Gedanke an den Freund des Volkes in demselben Augenblick in seiner Seele auftauchte, in welchem er den Namen der Straße hörte, in der er wohnte.

Hunderte von Menschen wohnten ja eben auch dort, und doch konnte Elias sich nicht von der Vorstellung losreißen, daß die Unbekannte sich zu ihm begebe, den er als eine Mißgeburt so tief verabscheute.

Sein Inneres wurde dabei von einer quälenden Ahnung ergriffen, daß ihr irgend etwas Böses zustoßen möchte.

Während diese Einbildungen und Ahnungen mit jedem Augenblick lebendiger und lebendiger wurden, beschleunigte er seine Schritte.

Endlich erreichte er die Rue des Cordeliers. Er eilte direct nach Nr. 20, der Wohnung Marats.

Vor dem Thore stand ein Miethswagen. Elias besah sich diesen. Es war derselbe, in welchen sie

eingestiegen, so kam es ihm vor. Um sicher zu sein, ging er zum Kutscher und fragte:

„Wer benutzt dieses Fuhrwerk, Bürger?“

„Eine junge Bürgerin,“ war die Antwort.

Das Herz des Elias wurde von einer entsetzlichen Angst zusammengeschnürt. Eine Weile stand er unentschlossen, ohne den Muth zu haben, noch weitere Fragen an den Kutscher zu richten und nicht im Stande einen Entschluß zu fassen.

Ohne Zweifel hat sie sich, dachte Elias, an Marat gewandt, um ihn um Gnade für irgend einen Verwandten zu betteln. — Die Unglückliche — fuhr er in Gedanken fort — weiß nicht, daß eine Fürbitte einer Anklage gleich kommt. Sie wird sich ins Verderben stürzen, und ich, ich kann nichts zu ihrer Rettung thun.

In demselben Nu wurde ein wildes Geschrei aus dem Hause gehört. Ein entsetzlicher Tumult entstand darin. Es wurden Rufe des Schmerzes, der Verzweiflung und des Zornes aus dem Hause Marats vernommen. Die Vorbeigehenden und die Nachbarn stürzten die Treppe hinauf und in sein Zimmer.

Daß Elias einer der Ersten war, welche hinaufstürmten, versteht sich von selbst.

Als er in dem Saal Marats ankam, fand Elias und das von der Straße eindringende Volk das Kabinet Marats ganz mit Menschen angefüllt.

Es waren die Bewohner des Hauses, die auf das erste Geschrei sich beeilt hatten, sich von dessen Ursache zu unterrichten.

— Marat ist im Bade von einem Weibe ermor-

det worden! waren die ersten Worte, welche Elias unterscheiden konnte.

Diese Worte, welche sich durch das Getümmel und die Verwirrung Bahn brachen, riefen das wahnsinnigste Geschrei nach Rache hervor.

Elias erinnerte sich gleich des Ladens im Palais Royale und des Dolchmessers, welches die Unbekannte gekauft.

„Es ist ein junges Weib, welches die abscheuliche That begangen," fügten Einige erläuternd hinzu.

„Sie hat ihn im Bade niedergestoßen," bemerkten Andere.

Binnen wenigen Minuten waren die Treppe, der Hof und die Straße mit einer unruhig wogenden Volksmenge angefüllt, die brüllend die Auslieferung der Mörderin forderten, damit sie sie in Stücke zerreißen könnten.

Elias, dem es trotz aller Anstrengung nicht gelang weiter als bis in den Saal hineinzudringen, entging der Anblick des Bildes, welches das Badezimmer darbot.

In der von Blut gefärbten Badewanne lag der leblose Körper Marats.

Er sah in der That aus, als wenn er in seinem eigenen Blut ertränkt wäre, nachdem er mit so großer Wollust das Anderer vergossen.

Auf dem Boden lag besinnungslos ausgestreckt das junge schöne Weib, welches, von einem fanatischen Patriotismus getrieben, dem Leben des Ungeheuers ein Ende gemacht.

Marats Factor, welcher zu gleicher Zeit mit

der Haushälterin Albertine und einer Dienerin auf den Ruf seines Herrn in das Zimmer hineingestürzt war, hatte, als er die Mörderin entdeckte, ihr mit einem Stuhl einen so heftigen Schlag auf den Kopf gegeben, daß sie besinnungslos zu Boden stürzte.

Albertine, die Geliebte Marats, trat im Ausbruche ihres wilden Schmerzes die Ohnmächtige mit Füßen, indem sie die gräßlichsten Verwünschungen über sie ausschüttete.

Dem Elias war all das Gräßliche dieser Scene erspart.

Er hörte die Flüche und machte einen vergeblichen Versuch hineinzukommen, um wenn nöthig, sich selbst von diesen Unthieren in Stücke zerreißen zu lassen, falls sie es wagen sollten ein Haar an ihrem Haupte zu krümmen.

Von der nächsten Wache kamen indessen Soldaten und Nationalgardisten, so daß die Bajonnette ein Schild gegen die Raserei des Volkes und ein Schutz für die Unglückliche wurden.

Selbst Aerzte fanden sich ein.

Man brachte den Ermordeten aus dem Bade in ein Bett, wo man, obgleich zu spät, die Wunde zu verbinden suchte. Marat hatte bereits seinen letzten Athemzug gethan.

Wer ihm den Todesstoß gab, weiß die Geschichte, welche den Namen der heldenmüthigen Charlotte Corday der Nachwelt aufbewahrt hat.

Die schöne Unbekannte aus dem Hotel de la Providence, welche Elias seit zwei Tagen mit einer eben so heftigen wie plötzlichen Leidenschaft liebte, war keine andere, als die junge Rächerin aus Caën.

Bei der Ankunft der Soldaten und Aerzte gelang es endlich Elias hineinzukommen, so daß er Charlotte zu sehen bekam, und zwar gerade in dem Augenblick, wo sie sich von ihrer Ohnmacht erholte.

Als sie wieder vollkommen zur Besinnung gekommen, faßten zwei Soldaten ihre Arme und legten sie kreuzweise auf den Rücken, während ein Dritter sie mit einem Tau zusammenschnürte.

Der Anblick hiervon rief bei Elias einen Schrei des Zornes hervor. Er wollte sich über die Soldaten stürzen.

Die Lust mit seinen Zähnen sie zu zerreißen, ergriff den Jüngling in dem Augenblick, als diese groben Hände sie berührten. Jemand faßte hastig seinen Arm und eine Stimme flüsterte:

„Beim Andenken an Deinen Vater, Elias, sei ruhig und schweige!"

Elias zitterte. Die Stimme war ihm zu bekannt, daß er sie nicht sogleich hätte wieder erkennen sollen, obgleich er seit den letzt verflossenen zwei Tagen gänzlich die Eigenthümerin derselben vergessen hatte.

Ohne seinen Blick auf die zu richten, welche seinen Arm fest umklammerte, stammelte er, während seine Augen am Gesichte Charlottens festhingen, in düsterem Tone:

„Sophie, Du hier, wie kommst Du hierher?"

„Begleite mich weg von hier, dann werde ich es Dir sagen," flüsterte Sophie.

„Unmöglich!" brach Elias aus.

„Elias, ich bitte Dich flehentlich."

„Bitte mich nicht; denn, wenn es auch mein und Dein Leben kosten sollte, so kann ich nicht gehen,

bevor ich weiß, ob sie der Raserei dieser Menschen entkommen ist."

In dem Tone, in welchem dies gesprochen wurde, lag ein vollständiges Geständniß.

Ein leichter und unterdrückter Seufzer hob ihren Busen. Sie schwieg, schloß sich aber fester an Elias.

In dem Blick, mit welchem sie ihn betrachtete, lag so viel Entschlossenheit, daß derselbe wohl zeigte, daß sie nicht beabsichtigte, von seiner Seite zu weichen.

Der zunehmende Lärm, der gesteigerte Zorn des Volks und die Schwierigkeit für die Soldaten, die Masse zurückzuhalten, daß sie sich nicht über ihre Gefangene herstürzte — alles dies machte, daß Elias bald diejenige vergaß, welche ihn am Arme festhielt.

Er spürte nicht, daß ihre kleinen Hände seinen Arm umfaßten. Seine ganze Seele, alle seine Gedanken und jede Fiber seines Wesens waren bei der Gefangenen.

Einmal, während man sie mit Schimpfwörtern überhäufte und drohend die geballten Fäuste gegen sie ausstreckte, fiel Charlottens ruhiger, unerschrockener Blick auf Elias.

Daß sie ihn beim ersten Blick wieder erkannt hatte, sah man an der Röthe, die ihre bleichen Wangen färbte. Einige Secunden ruhten ihre Augen auf ihm. Es lag ein Ausdruck von Unruhe und Schmerz in ihnen. Elias sah, daß es ihr wehthat, ihn hier wieder zu finden. Sie fürchtete offenbar, daß er sich irgend einer Gefahr aussetzen möchte.

Ohne über das, was er that, nachzudenken, und nur der Eingebung seines Gefühls gehorchend, legte

Elias die Hand auf's Herz, um ihr durch diese Bewegung zu erkennen zu geben, daß unter dieser Volksmasse, welche in rachsüchtiger Raserei um sie herum brüllte, sich doch ein ihr ergebenes Herz fände.

Verstand Charlotte diese stumme Versicherung?

Es sah so aus; denn sie neigte ihren schönen Kopf mit einem frommen Lächeln. Auf diese Weise dankte sie ihm für die Theilnahme, die auf seinem ganzen Gesichte zu lesen war.

Hierauf wandte sie ihren Blick von ihm und richtete ihn auf eine Person aus dem Haufen, welcher das blutige Messer aufgehoben hatte; dann hielt dieser Mann, ein Perückenmacher Namens Langlois, indem er das Messer hoch über seinem Kopf schwang, eine Leichenrede über den Verstorbenen, in welcher er die Mörderin mit den gröbsten Epitheta tractirte.

Das Volk erhob ein lautes Klagegeschrei über seinen Freund.

Ein bitteres Lächeln schwebte auf den Lippen von Charlotte, und sich an die Soldaten wendend, sprach sie:

„Da diese Menschen ihn vermissen, so überliefert mich ihnen! Ihre Trauer macht sie würdig, meine Henker zu werden.

Dieses steigerte den Zorn der Menge und machte sie noch wahnsinniger, da sie es als eine Verhöhnung der Klagen des Volks betrachteten.

Der Commissär, welcher in demselben Augenblick mit einer noch weiteren Verstärkung von Bajonnetten ankam, erschien in der That zu rechter Zeit, um den Pöbel zu verhindern, der Guillotine eines ihrer vielen Opfer zu entziehen.

Charlotte wurde jetzt in den Saal Marats geführt, wo das Verhör mit ihr sofort begann.

Elias war es gelungen selbst da hineinzukommen, und das ohne daß er darauf Acht gab, daß er die todtbleiche Sophie mit sich schleppte.

Gegen eine Wand gelehnt und sich auf den Fußspitzen erhebend, folgte Elias mit peinlich gespannter Aufmerksamkeit der Aussage, welche Charlotte mit fester und klangvoller Stimme machte.

In jedem derselben lag eine bestimmt ausgesprochene Zufriedenheit mit sich selbst und der That, welche sie begangen. Nicht ein Funken von Reue oder Furcht war in dem, was sie sagte zu entdecken, im Gegentheil, sie rechnete sich den Todesstoß, welchen sie Marat versetzt, zum Verdienst, und war der Meinung, daß ganz Frankreich ihr dankbar dafür sein müsse.

Das Interesse, welches Elias beherrschte, stand deutlich in seinem Gesichte geschrieben. Jeder, der einen Blick auf ihn warf, las das in seinen Zügen.

Ein Kerl, welcher sich neben Elias befand, hatte ihn auch eine Weile betrachtet und, wie es schien, mit vielem Vergnügen. Nach Verlauf einiger Augenblicke legte er seine Hand auf des jungen Juden Schulter und sagte:

„Ihr scheint ein guter Patriot zu sein, junger Bürger, denn wie ich sehe, interessirt Ihr Euch dafür, daß dieses widerliche Weib von der Hand des Gesetzes getroffen wird. Ihr könnt ganz ruhig sein, es wird nicht viele Sonnenaufgänge dauern, bevor die Guillotine ihr Blut getrunken. Die Republik zaudert nicht, wenn es sich darum handelt zu strafen.

Elias wich zurück, als der Mann ihn berührte. Er warf einen wahnsinnigen Blick auf den Redner. Seine Lippen öffneten sich, um dem Verdruß, der ihm widerfuhr, Luft zu machen; aber bevor ein einziges von diesen unbedachtsamen Worten darüber kam, bemerkte eine milde Frauenstimme als Antwort auf das, was gesagt worden war:

„Sie haben Recht, Bürger, mein Bruder interessirt sich sehr für das Verhör, und übrigens, welcher rechtschaffene Patriot sollte das nicht?“

Der Kerl nickte Beifall und ließ sich jetzt gegen Sophie über die Freude aus, die er empfinden würde, wenn Charlotte Corday's Haupt falle.

Hierauf wandte er ſsich gegen einige Andere, um auch mit ihnen über das Vergnügen zu sprechen, welches er sich von dem blutigen Schauspiel versprach.

Als Charlottens Aussage niedergeschrieben war, wurde der Befehl gegeben, sie nach dem Gefängnisse zu führen.

Derselbe Miethwagen, welcher Charlotte nach Marats Wohnung gebracht, sollte sie jetzt von derselben wegführen.

Mit der größten Mühe gelang es den Soldaten, den Nationalgardisten und den Municipalbeamten, den Volkshaufen zurückzuhalten und sie in den Wagen zu bringen; denn als Charlotte mit auf den Rücken gebundenen Händen und von zwei Nationalgardisten geführt, am Thürtritt des Hauses erschien, sammelte sich das Volk um das Fuhrwerk und erhob ein solches Geheul, daß das bisher ruhige und heldenmüthige Weib ohnmächtig wurde.

Ein Schrei des Schmerzes und der Verzweiflung ertönte hinter ihr, da sie in Ohnmacht fiel.

Zum Glück für den, von welchem er ausging, bahnte sich derselbe nicht den Weg durch den Lärm, und wenn es auch ein oder das andere Ohr gab, welches davon berührt wurde, so war doch die allgemeine Aufmerksamkeit so ausschließlich mit der Gefangenen beschäftigt, daß man sich keine Zeit gab, ihm welche zu widmen.

— Elias, fasse dich! — flüsterte eine flehentliche Stimme grade in dem Augenblick Elias ins Ohr, als der unfreiwillige Ruf ihm entfiel. Du stürzest Dich selbst, ohne ihr zu nützen, fügte sie warnend hinzu.

— Du hast Recht, antwortete Elias mit Anstrengung, — ich muß versuchen, ruhig zu sein, um sie zu retten.

Charlotte wurde endlich nach Abbaye, dem nächstgelegenen Gefängniß geführt, wo sie einem weiteren Verhör unterworfen wurde, welches bis tief in die Nacht hinein dauerte.

Als die Thore des Gefängnisses sich schlossen und Elias durch Riegel und Schloß von ihr, welche vom ersten Augenblick ihn bezaubert hatte, und welche er jetzt als die erhabenste Märtyrerin, als die hochsinnigste Seele und das edelste Herz in Frankreich anbetete, verließ ihn wieder die Besinnung, welche er sich durch Sophiens Worte erkämpft hatte.

Er hätte seinen Kopf an der Mauer zerschmettern mögen, welche sie einschloß.

Der wahnsinnige Schmerz, welcher sich einige Secunden auf dem Gesichte des Elias abspiegelte, veranlaßte Sophie, ihm wieder einige Worte voll Aufmunterung und Muth zuzuflüstern.

Jedesmal, wenn der Klang ihrer Stimme sein Ohr berührte, kam er wieder zu sich selbst; so auch jetzt. Er stand noch einige Secunden unbeweglich unter der wogenden Volksmenge; dann sagte er:

— Komm, wir müssen fort von hier!

Elias und Sophie nahmen ihren Weg nach der Rue Dauphine. In einem hohen und seinem Aeußeren nach hübschen Hause gingen sie die Treppe hinauf bis in den vierten Stock, wo sie in eine treffliche und zierliche Wohnung eintraten.

In dem Salon saß ein älteres Frauenzimmer, mit einem Gesicht, welches einen festen und entschlossenen Charakter, einen scharfen Verstand und ein redliches und gutes Herz verrieth.

Ihr Anzug war einfach, und ihre Haube bedeckte ein Haar, welches noch dunkel, voll und glänzend war.

Als Elias und Sophie eintraten, erhob sie den Kopf, den sie über ihre Arbeit gebeugt, und sprach in einem klaren, aber etwas strengen Ton:

Ich bin wegen Deiner unruhig gewesen, Sophie. Wo bist Du gewesen, mein Kind? Und wo ist Madame Matthieu? Ach, willkommen, Elias Levitain! Wir haben Sie lange nicht gesehen. Sie sehen bewegt aus.

— Bürgerin, ich komme nur, um Sophie Eurem Schutz zu übergeben. Wachen Sie über sie und — leben Sie wohl

Madame Morier blickte Elias, welcher eiligst das Zimmer verließ, fragend nach.

Sophie sprang auf sie zu und rief: Mutter, er wird sich ins Verderben stürzen. Du, die du so klug, so gut, so überlegend bist, belehre mich, was ich thun soll, um ihn zu retten.

— Sage mir, welche Gefahren ihm drohen, versetzte Madame Morier.

Bevor wir in unserem Bericht weiter gehen, ist es nicht nothwendig über das, was zwischen Madame Morier und Sophie verhandelt wurde, Rechenschaft abzulegen; darum folgen wir Elias.

Er eilte nach seiner Wohnung. Ohne auch nur mit einem Worte alle Fragen Susannas zu beantworten, oder auch nur einen Buchstaben von dem zu hören, was sie sagte, begab er sich in sein Zimmer, öffnete eine Chiffonniere und nahm das Blatt heraus, welches Jerome aus seinem Notizbuch gerissen und worauf er seinen Namen und seine Adresse verzeichnet hatte.

Elias las jetzt zum ersten Mal, was auf dem Blatte geschrieben stand.

Als Jerome ihm dasselbe gab, hatte Elias es aufgehoben, ohne es eines Blicks zu würdigen.

Auf dem Wege nach Sophiens Wohnung war in seinem Kopf ein Plan wahnsinniger als der andere aufgetaucht, um Charlotten dem Schicksale, das ihr bestimmt, zu entreißen.

Alle diese Pläne verwarf er indessen aus Vernunftgründen und erinnerte sich ganz plötzlich des Blättchens, welches ihm Jerome gegeben.

Augenblicklich faßte er die Hoffnung, daß er durch dieses Mittel Charlotten vom Schaffott retten könne.

Nachdem er das, was auf dem Blatte stand, gelesen, verließ er wieder seine Wohnung und begab sich nach der Rue des Cordeliers, derselben Straße, in welcher Marat wohnte. Er ging hinein in das Haus Nr. 7 und hinauf in den ersten Stock.

Er zog an der Glocke.

Nachdem er lange gewartet, öffnete sich die Thüre und ein altes Weib erschien, welches fragte, wen Elias suche.

— Bürger Bassal.

— Er ist nicht zu Hause, antwortete das Weib und wollte die Thüre zuschließen; aber Elias faßte sie mit den Worten:

„Wo ist er denn? Ich muß ihn schleunigst treffen.

Die Alte betrachtete den Jüngling mit einem mißtrauischen und forschenden Blick; darauf antwortete sie:

— Er ist bei Marat.

Jetzt wurde die Thüre ganz rasch geschlossen.

— Bei Marat! — wiederholte Elias. Ein Gefühl unbeschreiblicher Muthlosigkeit ergriff ihn, aber nur eine Minute gab er sich demselben hin. In der nächsten war sein Entschluß gefaßt. Er mußte, es koste was es wolle, Bassal aufsuchen.

In dieser Absicht stürzte er die Treppe hinab und zwar mit solcher Hast, daß er beinahe eine Person umgerannt hätte, die mit ebenso großer Eile die Treppe hinaufsprang.

Bei diesem unerwarteten Zusammenstoß in dem dunkeln Ausgang rief derjenige, welchen Elias im Begriff gewesen über den Haufen zu laufen:

— Wer seid Ihr, der Ihr auf eine so unschickliche Weise gegen die Leute anrennt?

Elias erkannte sofort die Stimme des Jerome, obgleich er nicht die Gesichtszüge unterscheiden konnte. Er antwortete auch schleunigst:

— Ich bin Elias Levitain, welcher vergebens den Bürger Bassal gesucht hat.

— Ah! — war die einzige Antwort, welche Jerome entfiel. Nach einer Weile fügte er mit etwas bewegter Stimme hinzu:

— Folget mir, Ihr werdet ihn sofort treffen.

Jerome sprang um Elias herum und die Treppe hinauf.

Dasselbe alte Weib, welches Elias abgewiesen hatte, öffnete wieder die Thüre.

Jerome ging an ihr vorbei, begab sich in einen ziemlich großen Salon und winkte Elias zu folgen. Als sie sich allein befanden, sprach Jerome mit kalter und klarer Stimme:

— Ich bin Jerome Jules Bassal; was wünscht Ihr von mir?

— Ich bin hier, um Euren Beistand anzurufen, ein junges Weib zu retten, dessen Leben in Gefahr ist, antwortete Elias. — Ihr habt gesagt: „wenn irgend eine Gefahr droht, so wendet Euch an den, dessen Name und Wohnung hier steht."

Elias reichte ihm das Blatt aus dem Notizbuch und fügte hinzu:

— Dieser Eurer Worte habe ich mich erst heute erinnert, und bin jetzt gekommen, um mich darauf zu berufen.

— Ist das Leben der Sophie d'Escare in Gefahr?

— Und wenn es wäre, könntet Ihr es retten?

— Ja!

— Eure Macht ist also sehr groß?

— Wenn auch nicht sehr groß, so ist sie doch für den Augenblick hinreichend, um das Leben eines Menschen von dem Schaffot zu befreien.

— Seid Ihr dessen sicher? fragte Elias mit bebender Stimme.

— Ich habe Euch ja gesagt, daß ich Sophie d'Escare retten werde, und ich verspreche nie mehr, als ich weiß, daß ich halten kann.

— Bürger, rief Elias und warf sich zu Jeromes Füßen, — wenn Ihr die rettet, deren wegen ich Euch aufgesucht habe, so dürft Ihr gern mein Leben und mein Vermögen nehmen. Alles, was mein ist, gehört Euch. Ich mache mich zu Eurem Sklaven; — ich will Euch treu dienen wie ein Hund. Meine ganze Seele opfere ich Euch gerne.

Es gibt Schmerzen, deren Ausdruck selbst den gefühllosesten Menschen rührt, und gegenüber von welchen selbst das grausamste Herz weich wird. Die Geschichte weiß davon zu erzählen. Wir dürfen uns bloß erinnern, daß selbst Marat von der Verzweiflung einer Tochter über ihren Vater gerührt wurde und ihm das Leben schenkte.

Es lag Etwas von einem solchen gränzenlosen und so unermeßlichen Schmerz im Gesichte des Elias. Jerome wurde davon gerührt, beugte sich über den Jüngling und sprach mit Güte:

— Wozu diese Bitten, da ich bereits gesagt habe, daß ich sie retten werde. Ihr könnt Euch auf mein Wort verlassen. —

„Sie," rief Elias und sprang auf; „aber wenn

die, für welche ich bitte, nicht Sophie d'Escare wäre, wenn es ein anderes Weib wäre, würdet Ihr auch dann mich erhören?"

„Ja, ich würde es thun, um die Befriedigung zu haben, einer Euch lieben Person das Leben geschenkt zu haben. Nenne mir ihren Namen und morgen werdet Ihr sie umarmen."

„Und Ihr benützt nicht diesen Zufall, um mich dazu zu vermögen Euch zu sagen, wo Sophie d'Escare zu finden ist."

„Nein, Ihr waret gekommen, um das Leben eines Wesens, welches Ihr liebt, zu bitten." „Ich benütze nie das Unglück Anderer, um meine Wünsche zu erreichen."

„Nun, wohlan," rief Elias, „rettet Charlotte Corday und ich werde Euch sogleich zu Madame Morier führen, bei welcher Sophie sich aufhält."

„Charlotte Corday!" versetzte Jerome bestürzt und trat mehrere Schritte zurück. „Habt Ihr den Verstand verloren? Wißt Ihr denn nicht, daß das, was Ihr jetzt von mir verlangt, unmöglich ist. Der Mensch ist nicht geschaffen, der sie dem Tode zu entreißen vermag."

„Nicht?" brüllte Elias und stürzte sich gegen Jerome. „Elender, Du hast mir trotzdem ihr Leben versprochen, und Du sollst Dein Versprechen halten oder ich tödte Dich. Ich werde mir dadurch wenigstens das Glück erkaufen, mit ihr zu sterben."

Wahnsinnig vor Schmerz warf sich Elias wirklich über Jerome, in der Absicht, ihn mit seinen Händen zu erdrosseln; aber Jerome packte den Jüngling, hob ihn, als wäre er ein Kind gewesen, hoch

in die Höhe und schleuderte ihn nach dem anderen Ende des Saales, indem er in einem mitleidigen Tone sagte:

„Wahnwitziger Junge, der Du nicht allein Deine Ohnmacht vergaßest, sondern sogar das Versprechen, welches Du Deinem Vater in seiner letzten Stunde gegeben. So willst Du den Pflichten untreu werden, welche Du übernommen, und Sophie d'Escare alles Schutzes berauben."

Elias, betäubt davon, so handgreiflich zu Boden geworfen zu sein, erhob sich langsam. Bei den Worten Jerome's faßte er verzweiflungsvoll seinen Kopf und murmelte:

„O, Du Gott meiner Väter, erbarme Dich meiner!"

Eine Stille trat ein, während welcher Elias sich etwas Ruhe zu erkämpfen suchte; etwas was in seinem Alter nicht so ganz leicht ist, wo die Gefühle und das Blut so leicht in Wallung gerathen.

Bevor er sich wieder so weit gefaßt hatte, daß er sprechen konnte, brach Jerome das Schweigen.

„Versuchet," sagte er mit ungewöhnlich milder Stimme, „mich ruhig anzuhören, und Ihr werdet selbst einsehen, daß Charlotte Carday's Rettung nicht durch den Einfluß irgend eines Menschen bewirkt werden kann. Es giebt nur ein Mittel, durch welches sie möglicherweise vom Tode gerettet werden kann; aber selbst auf dieses kann man keine Hoffnung bauen."

„Es giebt also doch eins!" unterbrach ihn Elias und stürzte hervor gegen Jerome.

„Merkt Euch, daß ich sagte: möglicherweise,

und darum dürft Ihr Euch keiner Hoffnung hingeben."

„Nenne mir es bloß und ich werde Alles thun, damit die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang mich nicht täusche. Erheischt der Tod Marats ein Sühnopfer, so biete ich gerne mein Leben an, wenn das ihrige nur geschont wird."

„Soll ich Euch nochmals daran erinnern, daß Ihr kein Recht habt über Euer Leben zu verfügen. — Uebrigens kann hier persönliche Aufopferung nichts ausrichten; denn wenn auch alle Richter Charlotte Corday freisprächen, würde es doch nichts nutzen, das Volk würde einen Augenblick darauf das Gefängniß stürmen und sowohl sie, wie diejenigen, welche sie freigesprochen, in Stücke zerreißen. Das fanatische Mädchen hat ihn durch den Mord in einen Märtyrer verwandelt. Also, das Gesetz verlangt ihr Blut, und die Richter können sie nicht freisprechen. Das Volk fordert ihr Leben, und die Richter müssen sie zum Tode verurtheilen. Es giebt in Frankreich keinen einzigen Mann, welcher so mächtig ist, daß er sie dem Schicksale, welches sie sich selber bereitet, entziehen könnte.

Elias senkte das Haupt mit einem Ausdruck zerknirschter Muthlosigkeit.

Nach einer kurzen Weile hob Jerome wieder an:

„Ich sagte, daß es ein einziges Mittel giebt, und dies ist der Advocat. Auf der Wahl ihres Vertheidigers beruht die einzige schwache Hoffnung, die es giebt."

„Wenn es einen Mann giebt, dessen Geschicklichkeit sie zu retten vermag, so nenne mir seinen Na-

men; ich werde jedes Wort aus seinem Mund mit Gold bezahlen," fiel Elias ein, der wie ein Ertrinkender einen Strohhalm ergriff, in der Hoffnung, daß er Rettung bringen möchte.

„Hier ist nicht die Rede von der Geschicklichkeit des Advocaten, da der Ausfall nicht darauf beruht, den Buchstaben des Gesetzes zu verdrehen, sondern einzig und allein auf der Möglichkeit, durch einige glückliche Worte auf das Volk zu wirken, welches sich ebenso leicht zum Guten wie zum Bösen leiten läßt. Der Impuls des Augenblicks wird entscheidend sein, falls die Rede des Advocaten in Verbindung mit der Schönheit der Angeklagten eine Umwandlung in den Gemüthern bewirkte.

„Kennt Ihr Jemanden, dessen Worten Ihr eine solche Wirkung zutraut?" fragte Elias.

„Ja."

„Sein Name?"

„Es nützt nichts, Euch ihn jetzt zu sagen; denn entweder wird der Anwalt von der Angeklagten selbst oder auch vom Gerichtshof gewählt. Wird der letztere ihn zu ernennen haben, so habt Ihr mein Wort darauf, daß es derjenige werden wird, von dem ich glaube, daß er den meisten Einfluß auf das Volk hat. Dieses ist Alles, was ich in dieser Sache thun kann. — Jetzt müßt Ihr mich verlassen; meine Augenblicke sind gezählt, wenn es mir gelingen soll, nur dieses für Euch zu thun."

„Ihr wollt mir also nicht den Namen von Demjenigen sagen, auf welchem alle Hoffnung beruht?"

„Nein!"

„Ach, Ihr wollt mich betrügen!" rief Elias.

Jerome antwortete nicht, sondern betrachtete Elias fortwährend mit einem Blick, welcher so viel Stolz und Mitleid ausdrückte, daß Elias den seinigen senkte und stammelte:

„Ich will Euch vertrauen; sollte aber der Gott meiner Väter mich dazu verurtheilen, ihr Blut fließen zu sehen, dann ...."

„Ist sie ja doch nur eine verhaßte Christin," fiel Jerome ein. „Seht Ihr nicht Gottes Finger darin, daß Ihr selbst bereit seid, Leben, Blut und Vermögen für ein christliches Weib zu opfern? Noch mehr, Ihr liebt dieses Mädchen."

Mit diesen Worten verließ Jerome rasch das Zimmer und begab sich in eines der inneren, dessen Thüre er hinter sich verschloß.

Elias, durch die Aeußerung Jerome's in die Flucht gejagt, stürzte sich hinaus auf die Treppe.

Armer Elias, so jung und doch so hart geprüft. Er hatte mit achtzehn Jahren bereits durch die ganze Reihe von Leiden gehen müssen, welche Verachtung, Ungerechtigkeit, Haß und Liebe erzeugen.

Während Elias durch die Straßen nach seiner Wohnung eilte, als wenn er hoffte, sich selber entfliehen zu können, war Jerome nach einiger Augenblicke Verzug wieder in den Saal getreten, welchen er leer fand.

Einen Augenblick blieb der junge Mann vor zwei Portraits stehen, von welchen das eine eine schöne Dame in prachtvoller Kleidung darstellte, das andere aber die widerlichen Gesichtszüge Marats.

Diese beiden einander so entgegengesetzten Bilder waren in ganz gleichen Rahmen eingefaßt und gegen einander gekehrt.

Man könnte sagen, daß sie zwei ungleiche Ideen repräsentirten, und darum wollen wir sie näher betrachten.

Das reizende Lächeln der Dame vermochte nicht den Charakter aristokratischen Uebermuths zu verdrängen, welches ihr Aeußeres auszeichnete. Aus ihren großen dunkeln Augen leuchtete all' die Verachtung hervor, welche die Seele erfüllte.

Man konnte in den Zügen dieses Portraits lesen, daß sie, wie der ganze höhere Adel in Frankreich, das Volk als nicht zu derselben Race wie sie gehörend betrachtete, und wenn sie je ein Herz gehabt, so hatte doch dieses Herz kein einziges Gefühl der Theilnahme für die Bürgerlichen gehabt.

Wer nicht von Adel, war dieser auf ihre Geburt stolzen Dame, welche während ihres Lebens gewiß ihre Ahnen von der Zeit der Sündfluth rechnete, nichts als freigegebene Sclaven.

Dieses Weib war schön; aber die Seele, welche dem Gesichte diesen Ausdruck gegeben, war viel zu viel von Uebermuth und Egoismus erfüllt gewesen, als daß sie sanfte und milde Gefühle hätte einflößen können.

Das Portrait ihr gerade gegenüber mit seinen abschreckenden häßlichen Zügen, seinen großen, frechen Augen und seinem breiten Mund, aus welchem nur böse Worte hätten ausgehen können, hatte mit alledem so viel Kraft und herausfordernden Trotz in jedem Zug, daß man sah, daß eine stets zu vulkani-

schen Ausbrüchen bereite Seele dem Original desselben diesen zu gleicher Zeit energischen und rohen Ausdruck verliehen hatte.

Man las in dieser Physiognomie, daß viele bittere Leiden die Seele verheert und den von Natur bösen Instincten eine solche Richtung gegeben hatte, daß daraus ein glühender Haß hervorkeimte.

Sein zurückgeschlagenes Hemd und die dadurch bloßgestellten Halsmuskeln gaben der Haltung seines hoch emporgetragenen Kopfes etwas raufsüchtiges. Er sah aus, als wenn er immer bereit sei, sich über das Opfer zu werfen, dessen Blut er zu trinken wünschte. Die dicken geballten Fäuste schienen dazu gemacht den Todesstreich zu versetzen, und man empfand, daß der verletzte Stolz, der verzehrende Ehrgeiz und der glühende Rachedurst dieses Mannes diejenige Logik erzeugen mußte, deren Schlußfolgerung morden war.

Sie, die Dame, war der herzlose Uebermuth der Aristokratie, verkörpert in einem dem Aeußern nach schönen Bilde.

Er, Marat, war die losgelassene Raserei des Pöbels, welcher unter dem Worte Freiheit nur die Vernichtung dessen, was ist versteht.

Es gab in dem Saal nicht mehr Bilder, und deßhalb auch kein Bild, welches die wahre Freiheit repräsentirte, das heißt: des Volkes Streben nach moralischer, politischer und sittlicher Freiheit durch Bildung und Aufklärung.

Was in diesem Zimmer fehlte, konnte man sagen, fehlte auch in der französischen Republik, in welcher bisher Danton, Marat und Robespierre die Haupt-

rollen gespielt und unter sich heimlich wegen der Dictatorrolle intriguirten.

Jerome hatte eine Zeit lang seine Augen auf diesen beiden Portraits ruhen lassen; darauf sprach er vor sich:

Das Spiel des Zufalls mit uns Sterblichen ist gar wunderbar! In ihm huldigte ich den neuen Anschauungen, an ihn schloß ich mich an aus Hingebung zur Freiheitsidee, und seine Henker wurden ihre Mörder — ihre, die ich liebte und deren Uebermuth dergestalt mein Herz verwundete, daß ich das Blutbad billigte und dabei war. Und doch hätte ich lieber mein eigenes Leben hingegeben, als daß ein einziger Tropfen von ihrem Blut vergossen worden wäre. Unter allen diesen herzlosen und stolzen Aristokraten war sie die einzige, die ich zu schonen gewünscht, und gerade sie war eins der ersten Opfer. — Und jetzt — jetzt bin ich es, der einzige, zu dem Marat wirkliches Vertrauen hatte, für den er Zuneigung empfand, der es auf sich genommen, seiner Mörderin einen Advocaten zu verschaffen, das heißt einen solchen, der sie möglicherweise retten könnte.

„Marat," wiederholte Jerome mit einem Seufzer, „dieser Mann, der unerschrocken auf sein Ziel losging durch Ströme von Blut, er würde mich verfluchen, wenn er könnte, daß ich diejenige schonen will, die ihm das Leben genommen, bevor sein Traum von einer wirklichen Umgestaltung der Gesellschaft verwirklicht wurde."

Jerome strich mit der Hand über die Stirne und

streckte sie dann gegen das Portrait Marats indem er sprach:

„Doch, Du hast schon viel zu viel Blut getrunken; es ist Zeit, daß ein Verband an die Wunde gelegt werde, welche Frankreich erhielt.

Er richtete seinen Blick auf das Bild der Dame und sagte:

„Eurer Beider Zeit ist vorüber. Ihr seid Beide als ein Opfer der Ideen gefallen, welchen Ihr gehuldigt. Jetzt ist der Augenblick der wahren Freiheit gekommen, daß sie aufblühe in der mit Blut gedüngten Erde.

Jerome wandte sich weg von den Gemälden und verließ seine Wohnung, um sich zum Präsidenten des Revolutionstribunals, Mautonné, zu begeben.

Unterwegs wiegte er seine Seele in schöne Träume ein, man würde mit Marats Fall zu der Ueberzeugung kommen, daß man zur Beförderung des Glücks Frankreichs zu andern Mitteln greifen müßte, als der Guillotine.

Das erste Jahr der Schreckensherrschaft war indessen noch nicht zu Ende. Es war deshalb noch lange bis zu dem Tage, wo die Hinrichtungen aufhören sollten, die Hauptbelustigung des Pöbels abzugeben.

Ganz Paris kannte die Stunde, in welcher Charlotte Corday vor Gericht gestellt werden sollte. Dies bewirkte, daß der Gerichtssaal und diejenigen Säle, welche daran stießen, schon Morgens 7 Uhr von einer zahllosen Menschenmasse angefüllt waren, wel-

che theils durch Neugierde, theils durch Abscheu und Mitleid dahin gelockt wurde.

Bei der Ankunft der Angeklagten vernahm man ein unglückverheißendes Getümmel. Es klang, als wenn diese Hunderte von Munden einen gemeinsamen Fluch ausgesprochen hätten.

Unter den Vordersten, welchen es gelungen war in den Gerichtssaal hineinzudringen, erschien ein Jüngling von hohem schlankem und zartem Körperbau und einem einnehmenden Gesicht.

Er hatte große blaue Augen und feine aristokratische Züge, so daß man deutlich sehen konnte, daß er nicht ein Kind des Südens, sondern ein Fremdling sei, welcher mit vollkommner Unparteilichkeit und aus Wißbegierde sich eingefunden hatte, um Zeuge eines merkwürdigen Schauspiels zu sein.

Neben ihm stand ein anderer Jüngling, dessen marmorbleiches Gesicht und harmonische Schönheit durch den wilden Schmerz der Ausdrücke gänzlich entstellt wurde.

Der Letztere war Elias.

Hinter diesen Beiden stand ein junger Mann, einen ganzen Kopf höher als die Jünglinge und von athletischem Körperbau.

Die Angeklagte wurde durch den Volkshaufen geführt.

Je nachdem sie weiter vorschritt verstummte der Lärm. Alle diese Menschen, deren Blicke fest an ihr hingen, schienen von Erstaunen ergriffen zu sein beim Anblick von so viel Schönheit, Adel und Jugend.

Während das Getümmel und die Verwünschungen auf den Lippen der verstummenden Volksmenge weg-

starben, nahm Charlotte Corday ihren Platz auf der Angeklagten-Bank ein.

Man konnte sagen, daß Elias' und des neben ihm stehenden Fremden Augen Charlotte verschlangen, welche ihren Kopf mit ungesuchter und natürlicher Würde trug, während eine Röthe der Scham und der Rührung ihre Wangen färbten.

Als sie nach Verlauf einiger Minuten ihren gesenkten Blick erhob, fiel derselbe auf Elias. Während einiger Secunden ruhte er auf dem Gesichte des Jünglings, und Elias hatte die zu gleicher Zeit angenehme und traurige Befriedigung, in ihren großen Augen zu lesen, daß er nicht allein wiedererkannt, sondern auch daß ihr Herz dankbar dafür sei, daß in dieser Stunde, wo alles sie aufgegeben zu haben schien, sie in ihrer Nähe ein Wesen wußte, welches mit Theilnahme und Zuneigung dem traurigen Gang ihres Schicksals folgte.

Die erste Frage, welche an sie gerichtet wurde, war, ob sie einen Vertheidiger habe.

Bei dieser Frage erbebte Elias.

Charlotte beantwortete die Frage mit einem:

— Nein! worauf der Präsident Chaveau-Lagarde*) ernannte.

Der Advocat nahm seinen Platz ein. —

Charlotte betrachtete ihn. Sie schien ausforschen zu wollen, ob er ein Mann sei, der auf eine ihr würdige Weise sie vertheidigen würde.

*) Er war zu jener Zeit allgemein wegen seiner überlegenen Beredsamkeit, seinem Muth während der Verhandlungen und seiner Fähigkeit die Zuhörer mit sich zu reißen, bekannt. Später wurde er historisch berühmt als Marie Antoinettes Vertheidiger.

Es lag in dem ganzen Aeußern des unerschrockenen Advokaten Etwas, was Vertrauen einflößte, daß — da er Entschlossenheit genug besaß, unter diesen kritischen Verhältnissen, wo der Vertheidiger so leicht das Schicksal der Angeklagten theilen könnte, sich ihrer Sache anzunehmen, er dies auch auf eine ehrenhafte Weise ausführen würde.

Als der Präsident seinen Namen aussprach, neigte sich der hochgewachsene Mann, welcher hinter Elias stand, zu diesem und flüsterte:

— Chaveau-Lagarde ist derjenige, dessen Namen ich gestern nicht nennen wollte.

Elias wandte sich um und richtete einen dankbaren Blick auf Jerome.

Man las die Anklageschrift vor. Während dem zeigte Charlotte eine vollkommene Ruhe und behielt unverändert ihre würdige Haltung. Nicht eine Muskel bewegte sich in ihrem Gesicht.

Hierauf folgte das Zeugenverhör; als aber die sich so nennende Wittwe Marats, Albertine, unter Thränen und Schluchzen ihr Zeugniß abgeben sollte, unterbrach sie Charlotte und rief:

— Ja, ich bin die Mörderin Marats. — Ich habe nie die Absicht gehabt eine Handlung zu verläugnen, wegen deren Vollziehung ich mich stolz fühle.

Mit einer klaren, ernsten und wohlklingenden Stimme erzählte Charlotte, daß es ihr erster Plan gewesen, ihn während der Conventssitzung zu tödten, daß sie aber davon habe abstehen und, damit es gelinge, zur List greifen müssen.

— Ich verachtete selbst dieses Mittel, fuhr sie demüthig fort; aber es war die einzige Art, auf

welche ich mich ihm nähern und meinen Entschluß ausführen konnte. —

— Was veranlaßte Euch zu dem Entschluß, Marat zu ermorden? fragte der Präsident.

— Seine Verbrechen, antwortete Charlotte.

— Was versteht Ihr unter seinen Verbrechen?

— All' das Unglück, welches er seit Beginn der Revolution veranlaßt hat; all' das unschuldige Blut, welches er vergossen.

— Ist es lange Zeit, daß Ihr den Entschluß gefaßt, ihn zu ermorden?

— Schon seit dem Tage, an welchem die Bevollmächtigten des Volks proscribirt wurden.

— Wer hat Euch dazu veranlaßt, die That zu begehen?

— Ich, allein.

— Welchen Zweck hattet ihr mit der Ermordung Maràts?

— Dem Unglücke Frankreichs ein Ende zu machen; meinem theuren Vaterlande die Ruhe wiederzuschenken.

— Glaubt Ihr, mit diesem Einen alle Marats getödtet zu haben?

— Nein, ach nein, — rief Charlotte ganz traurig, fügte aber unmittelbar darauf hinzu: — doch ich habe einen Menschen getödtet, um hunderttausende zu retten; einen Bösewicht geopfert, um Unschuldige zu erlösen. Es ist mir dadurch vielleicht gelungen, denjenigen, welche in seine Fußstapfen treten wollen, die Furcht einzuflößen, daß aus dem Blute ihrer Opfer für jeden ein Rächer entstehen wird, der sie Marats Schicksal theilen lassen wird.

Während dieses ganzen Verhörs hatte Elias unbeweglich gesessen. Er glich einem Menschen, welcher petrificirt worden. Nur der wechselnde Ausdruck der Bewunderung und der Angst, welche man in den auf Charlotte gerichteten Blicken las, gaben zu erkennen, daß er noch der Zahl der Lebenden angehöre.

Als Fouquier-Tinville das Verhör resumirt und auf Todesstrafe angetragen, erhob sich Chaveau-Lagarde und nahm das Wort. Seine Rede war kurz und energisch. Er schloß folgendermaßen:

— .... In der Angeklagten Bekenntniß der erschwerendsten Umstände liegt ihre Vertheidigung. Diese unerschütterliche Ruhe, diese Selbstverläugnung, welche von einem Gesichtspunkt erhaben sind, sind doch nicht natürlich; sie lassen sich nicht anders als durch den überspanntesten politischen Fanatismus, der ihr den Dolch in die Hand gedrückt, erklären. — Euch kommt es zu, zu beurtheilen, mit welchem Gewicht dieser unerschütterliche Fanatismus in der Wage der Gerechtigkeit wiegen soll. Ich überlasse die Frage Eurem Gewissen. Mögt Ihr das Urtheil fällen.

Als Chaveau-Lagarde schloß, herrschte ein Todesschweigen im Saale.

Ein tiefer, convulsivischer Seufzer hob die Brust des Elias. Er begriff, daß dieses Schweigen ein Todesurtheil in sich trug.

Ein Beben durchschauerte den Jüngling. Einige Minuten kam es ihm vor, als hätte er einen Abgrund sich öffnen und Charlotte, die Richter und alle Zuhörer verschlingen gesehen. Er schloß die

Augen; aber mit einer kräftigen Willensanstrengung versuchte er seinen empörten Gefühlen Schweigen zu gebieten. Er zwang die verworrenen Gedanken sich zu ordnen und das brausende Blut ruhig zu fließen, so daß es, als er nach einer Weile wieder aufblickte, wieder vollkommen klar in seinem Innern aussah. Er flüsterte bei sich:

— Ich werde stark sein, ich will nicht dem Schmerz unterliegen, so lange noch ihr Herz schlägt.

Die Jury sprach einstimmig das Todesurtheil aus.

Die Augen des Elias richteten sich auf Charlotte.

Sie hörte das Urtheil an, ohne daß ihre Gesichtszüge sich veränderten. Hierauf wandte sie sich an Chaveau-Lagarde und dankte ihm mit einigen verbindlichen Worten, daß er sie gerade so vertheidigt, wie sie hatte vertheidigt sein wollen.

Als sie aus dem Gerichtssaal nach der Conciergerie wieder zurückgeführt wurde, war Elias nahe daran, zu Boden zu stürzen.

Trotz allen Anstrengungen wollten seine Beine ihn nicht tragen. Ein heftiger Schwindel bemächtigte sich des armen Burschen, und ohne zu wissen was er that, erfaßte er, was ihm am nächsten war.

Er hatte den Arm des fremden Jünglings ergriffen.

Dieser, welcher keinen Augenblick seine Augen von Charlotte Corday weggewandt hatte, sah dabei unwillkürlich seinen Nachbar an, und erschrak über Elias' verwirrtes Aussehen. Mit Theilnahme und in gebrochenem Französisch rief er aus:

„Sie sind krank, erlauben Sie, daß ich Ihnen Beistand leiste."

— Statt zu antworten, murmelte Elias:

„Sie haben sie weggeführt! Sie ist in der Conciergerie. Ihr nächster Weg geht zum Schaffott.“

„Folge mir, ich werde Euch zu ihr begleiten,“ klang eine Stimme ganz leise in Elias' Ohren.

Augenblicklich ließ Elias den Arm des Fremden los. Die ihm zugeflüsterten Worte hatten ihm die Gewalt über sich selbst wiedergegeben, so daß Körper und Seele auf Einmal dem Willen gehorchten.

Er folgte Jerome und verließ den Gerichtssaal.

Ein junger Künstler, Namens Hauer, hatte während den Gerichtsverhandlungen angefangen, die Züge Charlotte Corday's zu zeichnen, um sie der Nachwelt aufzubewahren.

Als Charlotte nach dem Gefängniß zurückgeführt wurde, benachrichtigte sie der Wachtmeister, daß der Künstler Erlaubniß bekommen hatte seine Arbeit im Gefängniß zu vollenden, wenn Charlotte nichts dagegen einzuwenden hätte. Sie antwortete, daß der Künstler willkommen sei.

Hauer wurde eingeführt. Er wurde von einem Jüngling begleitet, welcher seine Zeichenapparate trug.

Charlotte richtete ihren ersten Blick auf den Maler, welcher sogleich sagte:

„Hier ist Jemand, der, bevor ich meine Arbeit beginne, ein schmerzliches Lebewohl zu sagen wünscht. Einer meiner Freunde hat ihm den Eintritt verschafft. —

Bei diesen Worten fielen die Augen Charlottens auf den Begleiter des Malers. Sie fuhr zusammen und rief traurig:

„Ihr hier! Mein Gott, welchen Gefahren setzt Ihr Euch nicht aus.“

Elias, denn er war es, stürzte zu ihren Füßen, indem er stammelte:

„O, warum bin ich geboren worden, da ich doch mit meinem Leben nichts zu Eurer Rettung zu thun vermag!

„Der Tod ist meine Rettung," antwortete Charlotte. — Glaubt Ihr, daß ich meinem Schicksal zu entgehen wünsche? Nein."

Sie reichte ihm ihre beiden Hände, und fügte mit einem unbeschreiblich milden Lächeln hinzu:

„Der Herr des Schicksals hat jedoch in seiner Barmherzigkeit mir Euch in den Weg gesandt, damit meine letzten Augenblicke durch das Bewußtsein erheitert würden, daß es in meiner Nähe ein theilnehmendes Herz gab. Dank für die Theilnahme, welche Ihr mir bewiesen, und erhaltet Euer Leben, damit Ihr meinen noch lebenden Landsleuten sagen könnt: „Charlotte Corday machte sich zur Mörderin, um Frankreich zu retten. Lebet wohl, Gott beschütze Euch!"

Charlotte neigte sich zu ihm und fügte mit einem tiefen Ernste hinzu:

„Stehet auf, Ihr müßt gehen, ich verlange es."

Sie zog einen kleinen Ring vom Finger und reichte ihm denselben, indem sie sagte:

„Nehmt dieses Andenken und nun ein langes, ein ewiges Lebewohl!

Im nächsten Augenblick hatte der Gefängnißwärter Richard Elias aus dem Gefängniß herausgeführt.

Etwas später trat der Henker ein.

Außerhalb der Gefängnißthüre befand sich Je-

rome. Er führte den halb bewußtlosen Elias fort von dannen.

An die Gefängnißmauer gelehnt und gänzlich gefühllos gegen Alles, was um ihn herum vorging, wartete Elias den Augenblick ab, wo Charlotte Corday zur Richtstätte abgeholt werden sollte,

Eine unnatürliche Gemüthsspannung hielt seinen Muth aufrecht und es war leicht vorauszusehen, daß wenn diese aufhörte, es auch sowohl mit seiner geistigen wie mit seiner körperlichen Kraft aus sein würde.

An Elias' Seite, und ohne daß dieser es bemerkte, finden wir Jerome, welcher von einigen Bekannten mit großer Theilnahme begrüßt wurde. Man beklagte Bassal wegen des großen Verlustes, den er und das Vaterland erlitten, und man sprach von der Trauer, welche Jerome beim Ende des Freundes empfinden mußte.

Nicht einmal diese Beileidsbezeigungen vermochten die Aufmerksamkeit des Elias auf sich zu ziehen. Er war todt für alles Andere als für die Verurtheilte.

Endlich fuhr der Henkerkarren vor.

Die Thore des Gefängnisses öffneten sich. Charlotte Corday erschien mit auf dem Rücken gebundenen Händen und in ein rothes, wollenes Hemd gekleidet, welches den Todesanzug ausmachte.

Zur selben Zeit brach ein heftiges Gewitter los. Der Regen stürzte vom Himmel herunter und Blitze durchschnitten die Luft mit ihren Feuerflammen.

Allem diesem ungeachtet waren alle Märkte und Straßen, welche der Todtenzug zu passiren hatte, mit Menschen angefüllt.

Als Charlotte den Karren bestieg, stand Elias an dessen Seite. Die Augen des Jünglings und die ihrigen begegneten sich. Sie warf ihm einen freundlichen Abschiedsblick zu, welcher von einem milden und dankbaren Lächeln begleitet war.

Das rohe Fuhrwerk wurde jetzt in Bewegung gesetzt. Vorwärts ging die Fahrt.

Ringsum wogte eine unübersehbare Menschenmasse.

Schaaren von wilden Weibern brüllten, einen Fluch nach dem andern über das schöne Haupt Charlottens herabrufend.

Charlotte richtete Blicke des tiefsten Mitleids auf sie. Ihre Verunglimpfungen weder schmerzten noch verwundeten sie. Sie war ganz und gar gefühllos gegen alles Derartige.

Der verklärte und strahlende Ausdruck in ihrem Blick zeigte zu deutlich, daß sie ihre Rechnung mit dieser Welt, welche sie jetzt verlassen sollte, abgeschlossen; und daß ihr nur noch übrig blieb den letzten Einsatz zu bezahlen, das heißt: mit ihrem Leben büßen, daß sie ein anderes genommen.

Als der Karren auf dem Richtplatz anhielt hatte das Gewitter aufgehört. Die Abendsonne warf ihre letzten Strahlen auf Charlottens Haupt, und verlieh ihrer Stirn und ihrem Antlitz ein schimmerndes Aussehen, welches dem Wiederschein von einer Glorie gleich sah.

Sie warf einen dankbaren Blick nach oben, um

dem Allmächtigen zu danken, daß er die untergehende Sonne ihr einen Scheidegruß auf dem Wege zur Ewigkeit hatte senden lassen.

An der Seite des Karrens gehend, waren Elias und Jerome ihr Schritt für Schritt gefolgt. Jetzt befanden sie sich ganz nahe der Guillotine.

Mit festen und leichten Tritten stieg Charlotte die Treppe des Schaffots hinauf.

Noch einige Augenblicke, und — das Beil fiel ... Alles war vorüber. — Charlotte stand jetzt vor dem Richterstuhl des Höchsten.

In demselben Augenblick, in welchem ihr Haupt fiel, wurde ein wahnsinniges Lachen gehört. Es kam von Elias. Der Schmerz hatte den Verstand des Jünglings in die Flucht gejagt.

Es war jetzt das zweite Mal, daß die Greuel der Revolution diese Wirkung auf Elias gehabt.

Jerome umfaßte den Unglücklichen, um den Versuch zu machen, ihn von dem Schauplatz dieses rohen Dramas wegzuführen.

Derselbe junge Fremde, welcher im Gerichtssaal anwesend gewesen, war durch einen Zufall dazu gekommen auch bei der Hinrichtung neben Elias und Jerome zu stehen.

Er erbot sich sofort behülflich zu sein, Elias durch das Gedränge zu führen; aber Jerome dankte ihm und versicherte, daß er keines Beistandes bedürfe.

Dieser abschlägigen Antwort ungeachtet, ging der Fremde dem Jerome voran und machte Weg für Jerome und Elias, welchen letzteren Jerome buchstäblich nach sich schleppte.

Als es ihnen gelungen war in eine der minder

mit Menschen angefüllten Straßen zu gelangen, wanderte er immerfort an der andern Seite von Elias, der mit verwirrtem Blick und unzusammenhängendem Gemurmel sich vollkommen willenlos fortführen ließ.

Als sie den größten Theil des Weges ohne ein Wort zu sprechen zurückgelegt hatten und gerade in die .... Straße einbiegen wollten, wankte Elias. Ein klarer Blutstrom quoll über seine Lippen. Jerome hob ihn auf und trug ihn zu einem Thor, auf dessen hohe Steintreppe er ihn niedersetzte.

„Euer junger Freund bedarf ärztlicher Hülfe," sagte der Fremde. Erlaubet, daß ich schleunigst solche herbeischaffe!"

Jerome gab eine verneinende Antwort, und dieß in einem bestimmt abweisenden Ton.

Der Fremde betrachtete ihn und fügte sogleich hinzu:

„Ihr mißtraut mir. — Ihr habt Unrecht. — Meine Aussprache muß Euch sagen, daß ich kein Franzose bin. Ihr könnt deßhalb ohne alle Furcht meine Hülfe annehmen. Wer weiß, ob ich Euch nicht eines Tages zum Dank verpflichtet werden kann, weil Ihr mir Gelegenheit gegeben habt, Euch zu dienen.

„Nun wohlan" sagte Jerome und blickte um sich in der menschenleeren Straße, um seiner Sache gewiß zu sein, daß Niemand lauschte, „wollt Ihr dem Unglücklichen helfen," er zeigte auf Elias, „so suchet den Arzt auf, dessen Name hier steht." Jerome reichte ihm ein Papier und fügte hinzu:

„Bittet ihn, schleunigst sich in der Straße ... Nr. 0 einzufinden. Bedürft ihr einmal eines Gegen-

dienstes, so ist Jerome Bassal zu treffen in Rue des Cordeliers Nr. 7.

Der Fremde nahm die Adresse des Arztes und entfernte sich schleunigst. Jerome hob Elias auf seine starken Schultern, und trug ihn in seine Wohnung.

Mit allem Pomp und Staat wurde Marat begraben und nach seinem Tode von dem verwilderten Volk gleich einem Halbgott verehrt.

Der Dolch Charlotte Cordays, welcher dem Leben dieses Ungeheuers ein Ende machte, hatte, statt dem Blutvergießen Einhalt zu thun, eher alle Adern Frankreichs geöffnet, denn die Schreckensherrschaft dauerte fort mit immer steigender Raserei.

1794 begann wie 1793 geschlossen, das heißt, daß die Hinrichtung zu der Tagesordnung gehörte.

Danton und Robespierre suchten, jeder auf seine Weise, die Macht des Andern zu untergraben.

Danton, einer der Hauptpersonen während der Septembertage, wurde schließlich auch von Robespierre gestürzt, der diesen seinen Nebenbuhler zu gleicher Zeit gefürchtet und gehaßt hatte.

Die ewige Gerechtigkeit hatte beschlossen, daß Danton gerade zu einer Zeit fallen sollte, wo die Allmacht der Liebe ihn dahin gebracht hatte, reuevoll an die begangenen Greuelthaten zu denken, und er angefangen hatte einzusehen, daß das Glück und die Freiheit Frankreichs unmöglich durch dieses Geschlecht bereitet werden könnten.

Von diesen drei Männern, welche während der

blutigen Tage der Revolution die Hauptrollen gespielt, blieb also nur einer übrig. Es war leicht vorauszusehen, daß auch seine Stunde bald schlagen würde, obgleich er als der am meisten systematische sich am längsten hielt.

Robespierre hatte alle Andern absorbirt und sie zu seinen Opfern gemacht. Von ihm kann man auch sagen, daß er die letzten Worte der Revolution ausgemacht, welche mit solchen Zeichen geschrieben waren, daß man sie nicht zu deuten vermocht hatte.

Als Charlotte Corday Robespierre von Marat befreit und es ihm selbst gelungen war, Danton aus dem Weg zu räumen, hatte er endlich das Ziel erreicht, dem er von Anfang an zugestrebt, ohne es eine Minute aus den Augen zu verlieren.

Er hatte nämlich beschlossen, daß die Revolution sich in einer Person concentriren und daß diese Person er werden sollte.

Robespierre war dergestalt ein Leib mit der Revolution, daß er wirklich nur durch sie lebte und athmete. Er hielt es deßhalb für in der Ordnung, daß, da seine Seele ausschließlich in den Gedanken ihr Dasein hatte, welche der Revolution angehörten, sie auch in ihm verkörpert werde.

Das Verbrechen ist immer ein schlechtes Mittel und führt uns nie zu dem Ziele, das wir damit haben erreichen wollen. — Dieses sollte auch Robespierre erfahren.

Seit Dantons Kopf am 5. April 1794 durch die Guillotine gefallen war, stand Robespierre an der Spitze der Regierung.

Während seiner kurzen Alleinherrschaft glaubte er seine Macht durch zwei so widerstreitende Elemente, wie Tugend und Schrecken aufrecht halten zu können.

Er war, unbegreiflich genug, so kurzsichtig, daß er nicht einsah, daß ein System, das auf Ungereimtheiten ruhte, seinen eigenen Untergang mit sich führen und in seinem Fall ihn selbst mitbegraben mußte.

Robespierre glaubte dadurch, daß er immer mehr die Schreckensherrschaft verschärfte, die seinige befestigen zu können, und er ließ aus diesem Grund, ohne alle Schonung selbst Greise und Kinder köpfen.

Man giebt an, daß bis zu sechszig Personen täglich in Paris guillotinirt wurden, abgesehen von denen, welche in den Provinzen als Opfer der Robespierreschen Ausrottungsprinzipien fielen.

Während Robespierre und der Wohlfahrtsausschuß auf diese Weise ihr Greuelsystem über ganz Frankreich verbreiteten, hatte die Zeit für Elias gleichsam stille gestanden.

Als er von Jerome besinnungslos nach seiner Wohnung geführt worden war, kam der Arzt, welchen der Fremde aufgesucht hatte, an. Es gelang in der That nach vielen vergeblichen Versuchen, den Jüngling wieder ins Leben zu rufen, aber nur um ihn aufs Krankenlager zu werfen.

Elias hatte sich eine schwere Gehirnentzündung zugezogen.

Während der ersten Wochen sah es aus, als wenn Elias der Charlotte Corday in die Ewigkeit nachfolgen würde; aber als endlich die Jugend sieg-

reich aus dem Kampfe mit dem Tode hervorging, und alle Gefahren für das Leben überstanden waren, dann zeigte es sich, daß sein Gehirn soviel gelitten hatte, daß der Arzt erklärte, es würden Monate hingehen, bevor er so hergestellt werden könnte, daß Gedächtniß und Denkvermögen zurückkehrten.

Die ersten Monate nach seiner schweren Krankheit war Elias auch nur Körper ohne Seele und gab kein anderes Zeichen von Bewußtsein als das instinktive Verlangen nach Essen und Trinken.

Wenn Jemand ihn anredete oder die einfachsten Fragen an ihn richtete, so starrte er ihn wie bewußtlos an.

So ging das Jahr 1793 zu Ende und auch im Anfang des darauffolgenden Jahres war er lediglich eine Maschine. Erst im Frühling fing er an, Zeichen von sich zu geben, daß das so lange schlummernde Bewußtsein erwache. Er konnte dann einsilbige Antworten auf diese oder jene Frage geben, die Susanne an ihn richtete, sowie Zeichen von Unwille, wenn der Arzt, oder irgend eine andere fremde Person sich zeigte. Er konnte den Anblick von keiner andern Person, als von Susanne ertragen.

Jedoch war sein Denkvermögen in keine Wirksamkeit getreten, denn es fehlte an allem Gedächtniß für das, was passirt und an Erinnerung derer, mit welchen er in Berührung gekommen. Er hatte alle Namen, außer Susannes vergessen.

Es war sicherlich die Gewohnheit, sie täglich an seiner Seite zu sehen, welche es bewirkte, daß er ihren Anblick ertrug; aber er verband nicht mit ihr irgend eine Erinnerung an das Vergangene.

An demselben Tage, an welchem Elias von Jerome nach Hause geführt wurde, war eine Schwestertochter zu Susanne gekommen, welche ihren Vater verloren und jetzt ohne allen Schutz war. Das Mädchen war nur vierzehn Jahre alt und hatte, außer Susanne, Niemanden in der Welt, an den sie sich halten konnte.

Die alte Dienerin nahm auch Judith unter ihre Obhut und ließ sie bei sich bleiben, wohl wissend, daß Elias nichts dagegen haben würde, denn es ist fast ohne Beispiel, daß die Juden nicht einander unterstützen. Es fiel deßhalb Susanne nicht ein, auch nur daran zu denken, daß Elias dem vater- und mutterlosen Kinde eine Freistätte in seinem Hause verweigern würde.

Susanne war ihrem Stamme und ihrem Glauben so zugethan, daß sie das ganze Volk Israel als eine Familie betrachtete.

Judith wurde auch für Susanne eine wirkliche Hülfe während der langwierigen Krankheit des Elias und während der beständigen Nachtwachen.

Oft kam es Susanne vor, als hätte der Gott Abrahams ihr das Kind als einen Beistand und Trost in der schweren Prüfung gesandt.

Judith wartete des Elias mit unermüdlicher Zärtlichkeit und mit demselben Eifer würde sie sich jedes ihrer Glaubensverwandten angenommen haben.

Sie hatte von ihren frühesten Kinderjahren an von ihren jüdischen rechtgläubigen Eltern gelernt, alle von Judas Stamm als ihre Brüder und Schwestern zu lieben. Dabei war sie fromm und gottes-

fürchtig, geduldig und demüthig, lauter Eigenschaften, welche sie, obgleich jung, zu einer der besten und geduldigsten Wärterinnen für einen Kranken machten.

Elias hatte an seinem Krankenbett abwechselnd Judith und Susanne gehabt. Sein Blick, welcher langsam zur Auffassung von äußeren Verhältnissen erwachte, sollte deßhalb an die Gesichtszüge des Mädchens gewohnt sein, und doch schien es, daß er, je mehr das Bewußtsein bei ihm zurückkehrte, Mißfallen daran fand, daß sie in seiner Nähe war.

Dieselbe Unruhe und derselbe Unwille, welchen sein Gesicht ausdrückte, wenn der Doctor ihn besuchte, stellte sich ein, wenn Judith in seinen Gesichtskreis kam.

Dies veranlaßte Susanne, welche mit dem Auge einer zärtlichen Mutter Elias folgte, Judith zu befehlen sich unten zu halten und nicht zum Vorschein zu kommen, wenn er das Krankenzimmer verließ und es mit dem vordern Sammelplatz der Familie vertauschte.

Das junge Mädchen gehorchte der Aufforderung und konnte ganze Tage in der abgelegensten Ecke sitzen, wenn sie nur in demselben Zimmer sein durfte, wo er war.

So war die Zeit verstrichen und der 5. April, an welchem Dantons Kopf fiel, war vorübergegangen, ohne daß Elias noch Etwas von dem, was vorging, zu fassen vermochte.

Seitdem seine Körperkraft wiedergekehrt, pflegte er ganz mechanisch die Diele im Familienzimmer auf- und ab- zu wandern.

An einem Nachmittag des Aprils promenirte er auf diese Weise.

Der Tag war ungewöhnlich mild gewesen, die Fenster standen offen und die sanfte Luft strömte herein, den Duft von den blühenden Topfgewächsen verbreitend.

Elias athmete einigemal tief, gleichsam um die angenehme Luft einzuschlürfen; dann blieb er an einem der Fenster stehen.

Lange Zeit stand er unbeweglich, dann strich er mit der Hand über die Stirne.

Es lag in dieser Bewegung Etwas, welches andeutete, daß er sich Rechenschaft ablegen wollte über die unklaren Vorstellungen und dunklen Erinnerungen, die sich ihm aufdrangen.

In einer Ecke, neben einem der Fenster und von einem der auf dem Boden stehenden üppigen Blumen-Töpfe verborgen, saß Judith.

Susanne war in häuslichen Geschäften ausgegangen.

Judith hatte ihre Augen auf Elias gerichtet, in dessen sonst schlaffem und leblosem Gesicht eine ungewöhnliche Bewegung zu bemerken war. Es schien, als wenn der Gedanke, welcher so lange Zeit paralysirt gewesen, sich aus dem chaotischen Zustand herauszuarbeiten begann.

Es herrschte eine vollkommene Stille. Plötzlich ließen sich drei Schläge an der Thür vernehmen.

Elias fuhr heftig zusammen; warf einen Blick ringsum mit einer Miene, als wenn er aus einem langen und tiefen Traume erwachte; hierauf ging

er mit raschen Schritten in das Entree, offenbar in der Absicht, dem Klopfenden aufzumachen.

Judith, dem Susanne es streng verboten hatte sich Elias zu zeigen, rührte sich nicht von der Stelle, sondern folgte ihm nur mit den Augen.

In demselben Augenblick, wo Elias die Hand an die Thürklinke legte, trat Susanne ein:

„Elias, liebes Kind, was wollen Sie?“ rief sie ganz verwundert darüber, ihn im Begriff zu finden auszugehen.

Elias wandte den Kopf um und antwortete:

„Mein Vater klopft, ich gehe, um ihm aufzumachen; — damit stand er im Entree.

Susanne sprang nach, faßte ihn am Arme und sagte in einem bekümmerten Ton:

„Gehe hinein, Elias, es ist nicht Vater Jacob, der da klopft. Ich will nachsehen, wer es ist.

Elias, welcher sich bereits in dem Oehrn befand, blieb bei diesen Worten stehen, betrachtete Susanne mit einem langen Blick und sagte nach einer Weile:

„Du hast Recht, Susanne, es ist nicht mein Vater. Er kommt nicht wieder.“

Die drei Schläge an der Thüre wiederholten sich. Elias eilte auf die Treppe.

Susanne, welche ihn jetzt seit neun Monaten weder ihren noch irgend eines Andern Namen hatte aussprechen hören, wurde ganz freudig überrascht, und bedurfte einiger Secunden, um sich zu fassen, und ihm dann nachzufolgen.

Elias hatte indessen die Thür geöffnet.

Sophie d'Escare stand vor ihm.

„Elias, mein theurer geliebter Elias!“ rief Sophie und wollte sich in seine Arme werfen; aber bei ihrem Anblick und Ausruf schwankte Elias einige Schritte zur Seite, als wenn er einen heftigen Schlag erhalten, und war nahe daran in Ohnmacht zu sinken.

Susanne beeilte sich ihn aufzufangen, sie konnte nicht anders denken, als daß er zu Boden stürzen würde; aber sie täuschte sich. Im nächsten Augenblick stand er wieder aufrecht, den Blick fest auf Sophie gerichtet.

„Kennst Du mich wieder?“ stammelte Sophie, und sah ihn traurig an. „Ach, Elias,“ fuhr sie fort, es ist lange, lange her, seit ich Dich zu sehen bekam. Ich bin während dieser Zeit so unglücklich gewesen. Ich wurde deßhalb so erfreut, als Du mir aufmachtest und Du vor mir standest.

Sophie war ihm etwas näher getreten.

Madame Matthieu, welche das junge Mädchen begleitete, war indessen durchs Thor getreten und hatte dasselbe ganz vorsichtig zugeriegelt.

Ein Seufzer war die einzige Antwort, welche Elias auf Sophiens Worte gab.. Er wandte sich dann von ihr und eilte die Treppe hinauf.

Trotz den Vorstellungen der Susanne und Madame Matthieu, daß Sophie sich entfernen möchte, folgte sie ihm doch nach, faßte seinen Arm und sagte, während Susanne halb mit Gewalt sie zu bewegen suchte sich zu entfernen:

„Laß mich los, Susanne, siehst Du nicht, daß der Anblick von mir ihm den Gebrauch seiner Gedanken und seines Verstandes wiedergibt. „Elias“ fügte

sie hinzu und wandte sich an ihn, „sage ihnen, daß Du willst, daß ich bleibe! Du und ich haben ja so viel einander zu sagen.

Ohne weder Sophie noch die andern anzusehen, sagte Elias:

„Ja folge mir, Du und ich haben in der That einander viel zu sagen.

Der Ton hatte jetzt die kalte Bestimmtheit, welche die Rede des Elias seit dem Tode des Vaters auszeichnete, das heißt bevor seiner letzten Krankheit.

Elias und Sophie traten in das Speisezimmer.

Während der Minuten, welche vergangen, seit er dieses verlassen, bis er jetzt wieder dahin zurückkehrte, war mit seinem Gesichte eine gänzliche Verwandlung vor sich gegangen.

Das Seelenlose darin war verschwunden, ebenso das Verworrene, wodurch er sich vor dem Klopfen an das Thor ausgezeichnet. Er hatte jetzt wieder seinen kalten und düstern Ausdruck angenommen. Aus den großen dunklen Augen leuchtete das vollständige Bewußtsein der wiedergekehrten Vernunft.

Er wandte sich an Susanne und Madame Matthieu mit den Worten:

„Verlasset uns!“ Ich will mit Sophie allein sein.“

Susanne hatte von dem Arzt den ausdrücklichen Befehl erhalten, sich nichts von dem zu widersetzen, was Elias möglicherweise wünschen könnte, deßhalb gehorchte sie auch sofort der Aufforderung. Sie entfernte sich und führte Madame Matthieu mit sich hinaus.

Judith, die Niemand bemerkte und Alle vergessen hatten, saß unbeweglich in ihrem Versteck hinter den Blumentöpfen.

Als Elias und Sophie allein waren, betrachtete er sie mit einem traurigen und wunderlichen Blick und sagte langsam:

„Der Anblick von Dir, Sophie, hat so viele und unklare Erinnerungen in mir hervorgerufen, daß ich Mühe habe, sie zu entwirren.

„Einige kamen mir so unklar und unbestimmt vor, daß ich nicht weiß, ob sie Traumbilder oder Wirklichkeit sind. — Sage mir deßhalb, wann und wo sahen wir einander zuletzt."

Sein Blick ruhte auf Sophie, während er erwartete, daß ihre Worte den Nebel zerstreuen würden, in welchen die jüngsten Ereignisse eingehüllt waren.

Schon im Laufe der letzten Woche hatte er eine verworrene Erinnerung von einem schönen Weibe gehabt, die ihm vorkam, als hätte er sie geliebt; aber hiemit war indessen ein gräßlicher Vorgang verbunden — welcher, dessen konnte er sich nicht erinnern. —

Als Elias am Fenster stand und die Frühlingswinde seine Stirne streicheln ließ, gerade einen Augenblick vor der Ankunft Sophiens, war sein Inneres damit beschäftigt gewesen, sich klar darüber zu werden, ob das schöne Weib eine Geburt seiner Phantasie, oder ob es wirklich existirte.

Der Anblick von Sophie hatte plötzlich vor seinem Gedächtniß das Gemälde einer erregten und gereizten Volksmasse dargestellt, und darunter auch

ihn selbst, Sophie und die seinem Herzen so liebe Frauengestalt.

Der wiedererwachte Verstand sagte ihm nun, daß Sophie diejenige sei, welche Ordnung in das Unklare in seinem Innern bringen und Licht in der Dunkelheit geben konnte.

Er war sich bewußt, daß es eine Periode in seinem Leben gab, welche er sich nicht in seinem Gedächtniß zurückzurufen vermochte, obgleich er sich Alles, was früher passirt, klar erinnern konnte.

Er harrte deßhalb der Antwort Sophiens mit einer eigenen Unruhe.

Das junge Mädchen überlegte wiederum mit sich selbst, wie sie handeln sollte.

Eine Stille folgte deßhalb auf seine Frage.

Elias, welcher vergebens auf die Lösung des Räthsels von Sophiens Lippen wartete, brach mit Bitterkeit aus:

„Sophie, Du bist so grausam, daß Du meine Worte mit Schweigen beantwortest, obgleich Du siehst, daß ich mit Angst auf das, was Du sagen möchtest, warte! Ich will, ich muß wissen, wo wir uns zuletzt trafen.“

„In Marats Wohnung, als Charlotte Corday gefangen genommen wurde,“ antwortete Sophie mit zitternder Stimme.

Elias bedeckte rasch sein Gesicht mit den Händen, warf sich schlaff auf einen Stuhl und murmelte:

„Charlotte Corday!“

Alles Dunkle und Verworrene in ihm war verschwunden. Alle vergangenen Greuel traten lebhaft vor seine Seele. Der Name Charlotte Corday war

hinreichend, um ihm alles, was sich zugetragen, wieder ins Gedächtniß zu rufen.

Sophie sprang zu, erschreckt bei dem Gedanken, daß sie durch das Auffrischen dieser Erinnerungen ihm einen so gewaltigen Schmerz verursacht, daß derselbe ihn wieder auf das Krankenbett werfen möchte.

Sie rief voll Angst:

„Theurer Elias, sehe mich an, sprich mit mir!“ O, mein Gott, vielleicht habe ich Dir jetzt viel, viel Böses gethan! Vergieb, vergieb mir es!“

Sie sank nieder auf ihre Kniee.

Elias hob ihr gesenktes Haupt auf und sagte ganz ruhig:

„Nein, Sophie, Du hast mir das einzige Gute gethan, was Jemand noch thun kann. Du hast mir das Vergangene wiedergegeben. Meinen Dank dafür.“

Er schob sie sanft bei Seite und wollte das Zimmer verlassen.

„Du gehst,“ sprach Sophie schmerzlich — und das ohne mir ein einziges Wort der Freundschaft oder der Zärtlichkeit zu sagen,

Elias wandte sich gegen Sophie. Sein Blick war kalt und finster, als er antwortete:

„Verlange nicht Freundschaft und Zärtlichkeit von mir, — ich hege sie für Niemanden. — Einmal warst Du, wenn ich mich besinne, meine liebe Freundin. — Wir waren beide ein Paar bekümmerte Kinder. — Nachher wurdest Du mir ein heiliges Erbe meines Vaters; jetzt — jetzt bist Du die Pflicht, für welche ich lebe. — Dieses ist auch

Alles. — Hast Du mich lieb, so höre auf damit! — Erinnerst Du Dich der Zeit, wo ich die Gefühle eines Bruders für Dich nährte, so vergesse sie und suche in mir den Vollstrecker des letzten Willens von Jacob Levitain!"

„Du hast also keine Theilnahme für mich?" stammelte Sophie.

„Nein!"

„Elias, Du bist grausam," schluchzte das junge Mädchen, „und ich, die ich innig überzeugt war, daß Du mich ebenso hoch liebtest, wie ich Dich."

„Diejenige, welche ich liebte, haben Deine Glaubensverwandte geköpft. — Meinen Vater haben sie ermordet, mein ganzes Leben haben sie geplündert, und ich — ich sollte Jemanden lieben können, der sich einen Christen nennt! Unmöglich! — Es sind ja diese, welche alle zärtlichen Gefühle in meiner Brust tödteten."

Er eilte aus dem Zimmer.

Dießmal hielt Sophie ihn nicht zurück. Sie faltete nur die Hände über den unruhig arbeitenden Busen, beugte demüthig den Kopf und flüsterte aus der Tiefe ihres gequälten Herzens ein stilles Gebet.

Am Abend desselben Tages finden wir Sophie bei ihrer Arbeit in dem einsamen Salon Madame Moriers sitzend. Schon ein Paar Stunden vorher war sie von ihrem Besuch bei Elias zurückgekehrt.

Der Salon war ungewöhnlich reich beleuchtet. Er sah aus, als wenn man für den Abend Gäste erwartete.

Madame Morier sitzt zurückgelehnt in einem Fauteuil. Auf ihrem energischen und sonst ruhigen Gesicht hat sich ein Ausdruck der Unruhe und Gedankenschwere gelagert. Ihre Augen sind auf Sophie geheftet, welche fleißig näht. Die Wangen des jungen Mädchens sind vollkommen farblos.

Nach einer Weile rief sie Madame Morier zu sich. Sophie ging, um sich zu den Füßen der mütterlichen Freundin zu setzen.

„Du bist bleich, mein Kind," bemerkte Madame Morier, faßte Sophie am Kinn und hob ihren Kopf in die Höhe. „Du leidest immer für Deine Zärtlichkeit gegen Elias Levitain. Nichts destoweniger hatte ich gehofft, daß Du jetzt, wo wir ihn, nachdem was Du selbst gesagt, als wieder hergestellt ansehen können, etwas ruhiger und fröhlicher werden würdest.

„Ich bin es auch," antwortete Sophie mit unsicherer Stimme. „Ja ich fühle eine innige Dankbarkeit gegen Gott, welcher ihm seine Gesundheit wiedergeschenkt hat.

Einige unfreiwillige Thränen schlichen sich die Wangen hinab und fielen auf Madame Moriers Hand.

„Und doch weinst Du?" fiel diese ein.

„Ach, Mutter, halte Dich nicht an meine Thränen," rief Sophie und lehnte ihren Kopf an Madame Moriers Brust. „Es würde mir jetzt unmöglich sein, den Grund derselben zu erwähnen. Es gibt Schmerzen, die man am liebsten bei sich behält, wenigstens so lange sie am meisten brennen.

„Ich weiß es und werde Dich auch nicht mit Fragen plagen; aber ich wünschte, daß Du heute

Abend stark genug gewesen wärest, etwas anzuhören, was ich gezwungen bin Dir zu sagen. Schon lange zuvor hätte ich es Dir mittheilen sollen.

„Sprich und sei überzeugt, daß ich hinreichend stark bin, alles zu hören, was Du mir mitzutheilen hast."

„Selbst wenn es eine Zugabe zu Deinem Schmerz enthält?"

„Ja selbst dann. Jede Prüfung, welche mir Gott auferlegt, werde ich ohne Murren ertragen," antwortete Sophie demüthig.

„Mein holdes Kind, auf Dich paßt in der That, daß die wahre Ergebenheit den wirklichen Heldenmuth ausmacht. Nun wohlan, ich will kurz sein; Du mußt schon morgen mich und mein Haus verlassen."

„Soll ich von Dir getrennt werden?"

„Eine bittere Nothwendigkeit zwingt mich, Dich sichereren Händen, als den meinigen anzuvertrauen. An demselben Tage, an welchem Dantons Haupt fiel, hätte ich diese Maßregel ergreifen sollen. Gebe Gott, daß es jetzt nicht zu spät ist, daß meine Schwäche nicht irgend ein Unglück herbeiführe!"

„Unglück!" fiel Sophie ein und sah erschreckt Madame Morier an. — „Sollte ein solches Dir drohen?"

„Ja!"

„Und welches?"

„Ich bin eine geborne Danton und . . ."

Eine Dienerin meldete in diesem Augenblick den Bürger H a r t h o n.

Ein langer schlanker Jüngling trat in den Salon. Er grüßte ehrerbietig Madame Morier.

An den feinen, nobeln Zügen erkannte man den Jüngling von Charlotte Cordays Hinrichtung wieder, — denselben, welcher es übernahm Aerzte für Elias zu schaffen, als Jerome ihn besinnungslos nach seinem Hause brachte.

Harthon richtete einige verbindliche Worte an Madame Morier und nahm dann Platz neben Sophie.

„Haben Sie heute Levitain besucht?“ fragte er und betrachtete Sophie mit einem forschenden Blick.

„Ja, das habe ich,“ antwortete sie, ohne aufzublicken.

„Wie befindet er sich?“

„Elias ist jetzt vollkommen wieder hergestellt.“

Einige von Madame Moriers Freunden kamen jetzt an, und bald waren sie und die Wirthin in einer lebhaften Unterhaltung begriffen.

In den Abendzirkeln der Madame Morier wurde nie von Politik gesprochen, und es erschien dort Niemand von Denjenigen, welche zu jener Zeit eine öffentliche Rolle spielten. Man versammelte sich gewöhnlich bei ihr einmal in der Woche, und dann bestand die Gesellschaft aus anspruchslosen Artisten, Poeten und Gelehrten, lauter Personen, welche den Wunsch hatten, ganz unbemerkt ihren Weg zu gehen, und glücklich, der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entgehen.

Das Gespräch unter ihnen drehte sich auch ausschließlich um die schöne Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Welche Stürme Frankreich nachtheilig waren, wie die neue Republik ihr Problem löste, und welche

die waren, die sie opferte, das waren Dinge, welche man bei Madame Morier nie erwähnte.

Am obengenannten Abend traf man sich bei Madame Morier zum ersten Male seit Dantons Hinrichtung; aber demohngeachtet wurde kein Wort darüber laut.

Kein einziger unter den Gästen zeigte durch Worte oder durch Mienen irgend eine Theilnahme für die Wirthin, obgleich man wußte, daß sie mit dem so traurig berühmten Manne verwandt war.

Die Unterhaltung drehte sich um den Unterschied zwischen der italienischen und holländischen Malerschule. Das Thema wurde sehr lebhaft verhandelt.

Während jeder seine Ansicht verfocht, hatte Harthon seinen Stuhl näher an Sophie gerückt, und sich über ihre Stickerei beugend, die er zu betrachten schien, sagte er mit gedämpfter Stimme:

„Es sind jetzt dreiviertel Jahre, seit ich Sie kennen lernte, Sophie. Das heißt, seit ich Sie zu lieben anfing. Während dieser Zeit habe ich alles gethan, um ein Gefühl bei Ihnen hervorzurufen, dem entsprechend, welches ich für Sie nähre; das einzige aber was ich gewonnen, ist ein passives Wohlwollen, und das trotzdem ich Ihretwegen Vaterland, Eltern und Alles vergessen habe. Ich habe bloß einen Gedanken gehabt und dieser Gedanke waren — Sie. Als der Zufall mich in dieses Haus führte, war ich im Begriff, Frankreich zu verlassen, um in mein Heimathland zurückzukehren. Ich sah Sie — und ich wurde an den Fleck gefesselt, wo Sie waren. Weder die Befehle meines Vaters noch die Bitten meiner Mutter haben es vermocht, mich

von hier zu reißen. Ich bin geblieben, ich habe gehofft, und ich habe erwartet, daß Sie mir eines Tages Ihr Herz schenken würden und ...

„Sie haben unrecht gethan,“ unterbrach ihn Sophie, „hoffet nicht, erwartet nicht, denn ich werde Sie nie lieben. Ich kann nur zu Gott für Sie beten. — Reiset deßhalb und vergesset mich.“

„Sophie, Sie sind herzlos wie alle Ihre Landsleute,“ murmelte Harthon bewegt. Sie wissen, wie hoch ich Sie liebe, und Sie können doch ganz gleichgültig und ohne alle Barmherzigkeit mich von Ihnen stoßen.“

Sophie lächelte wehmüthig. Es waren ja nur einige Stunden her, daß sie auf eine noch schonungslosere Weise zurückgestoßen worden war. Was hatte sie nicht von dem hören müssen, den sie liebte? Er hatte ihr gesagt, daß sie für ihn lediglich eine Pflicht sei, welche er von seinem Vater geerbt. Viel besser, wenn sie gar nicht gewesen.

Der Schmerz, welcher mit unverminderter Gewalt Sophiens Inneres zerfleischte, machte sie indessen nicht gefühllos für die Leiden des jungen Fremden.

Sie empfand ein tiefes Mitleid und sagte deßhalb mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Güte:

„Nennen Sie mich deßhalb nicht herzlos, weil ich wahr bin! Ach, ich würde mich glücklich fühlen, wenn ich Ihnen die Zuneigung schenken könnte, welcher Sie nachstreben; aber es ist mir unmöglich.“

„Unmöglich, und warum?“

„Weil ich einen Andern liebe,“ flüsterte Sophie.

Harthon fuhr zusammen. Er ergriff Sophiens Hand und sprach mit bittender Stimme:

„Und dieser Andere — wie ist sein Name?“

„Elias Levitain.“

„Ein Jude!“ rief Harthon bestürzt. Selbst der Ton, womit ein Wort ausgesprochen wird, kann so unendlich vielsagend sein, und das war jetzt der Fall. Der Ausruf des Jünglings enthielt ebenso viel Mitleid und Verachtung, als Ueberraschung. Man bemerkte daraus, daß er nicht begreifen konnte, wie es möglich sei, Liebe zu einem Juden zu fassen, — wie ein Mädchen mit Sophiens erhabenen Eigenschaften der Seele eine Person lieben könnte, die einem verachteten und unterdrückten Volke angehörte.

Er betrachtete sie auch mit einem Blick, der zu deutlich verrieth, daß er sie durch diese Gefühle für erniedrigt hielt.

Sophie, von der man sagen konnte, daß sie etwas von göttlicher Wahrheit und Güte an sich hatte, erhob mit edler Würde ihr Haupt, begegnete ruhig seinem mißbilligenden Blick und sagte:

„Vor Gott und der Republik sind wir Alle gleich.“ —

„Gott und die Republik!“ wiederholte Harthon.

Er kam nicht dazu mehr hinzuzufügen, denn die Thüre des Saals wurde aufgerissen und auf der Schwelle zeigte sich ein Commissär mit der dreifarbigen Schärpe um den Leib.

Hinter ihm kamen einige Gensdarmen zum Vorschein. Beim Anblick dieser Personen wurden Alle in der

Gesellschaft bleich wie Leichen. Man wechselte ängstliche und unruhige Blicke.

Die Einzige, welche ihre Ruhe beibehielt, war Madame Morier. Sie stand sofort auf und schien nicht im Geringsten überrascht.

Man hätte glauben können, daß sie diese Gäste erwartet, die während der jetzigen Zeit immer Unglück und Trauer mit sich brachten.

Der Commissär wandte sich auch gleich an sie und sagte:

„Sind Sie Anaire Danton, die Wittwe von Charles Morier?“

„Ja, Bürger, das bin ich.“

„Ferner Sophie Morier, Eure Tochter?“

„Ich habe keine Tochter, sie ist todt,“ antwortete Madame Morier mit fester Stimme.

„Ihr lügt,“ unterbrach sie der Commissär in rohem Tone. — „Wer ist denn die da?“ Er deutete mit dem Finger auf Sophie.

„Ein junges Mädchen, Namens Sophie d'Escare, welche sich seit einem Jahre in meinem Hause aufhält.“

„Das geht mich nichts an. Sie ist als Eure Tochter notirt und muß Euch deßhalb ins Gefängniß folgen.“

Der Commissär wandte sich an die Gensdarmen mit den Worten:

„Ergreift die Gefangenen und führt sie ab.“

Harthon stellte sich vor Sophie, wahrscheinlich in der etwas wahnwitzigen Absicht, sich zur Wehr zu setzen; aber Madame Morier flüsterte ihm zu:

„Euer und unser Todesurtheil ist unwiderruf-

lich gefällt, falls Ihr Euch zur Wehr setzt. Sagt Elias, was sich zugetragen. Er muß Sophie retten."

Hierauf wandte sie sich an das junge Mädchen, faßte es an der Hand und sagte:

„Komm mein armes Kind, wir müssen ihnen folgen!"

Man führte Madame Morier und Sophie aus dem Zimmer.

Während dem hatte indessen der Commissär Namen und Wohnung von allen Anwesenden aufgeschrieben und besonders sein Auge auf Harthon gerichtet.

Madame Moriers Briefe und Papiere wurden mit Beschlag belegt.

Sobald die Gefangenen abgeführt waren, beeilte sich die kleine Gesellschaft sich zu entfernen. Jeder schlich nach Hause, zitternd vor dem morgigen Tage und vor der eigenen Sicherheit.

Zu jener Zeit bedurfte es ja nicht mehr, als mit einem Verhafteten in Berührung gewesen zu sein, um dessen Schicksal zu theilen.

Während alle anderen Gäste von dannen eilten, verblieb Harthon noch in dem leeren Salon, wohin Madame Matthieu sich nicht wagte, weil sie fürchtete daß man zurückkehren möchte und auch sie verhaften.

Beim Eintritt des Commissärs hatte sie sich schleunigst auf dem Hausboden versteckt.

„Elias Levitain," murmelte Harthon, als er

allein war. „Nein, und tausendmal nein, nicht ihn! Uebrigens, was wird ein Judenjunge für ihre Rettung vermögen? Nichts.“

Eine Weile überlegte er, was zu thun sei. — Schwermuth und Unruhe ruhten auf seinen edlen Zügen, aber auch Nachdenken. Man sah an der hochgewölbten Stirne, daß der Jüngling in hohem Grade die gewöhnliche Kaltblütigkeit der Nordländer in den kritischsten Augenblicken des Lebens besaß, und daß er mit dem Verstande den Weg herauszufinden versuchte, den er jetzt gehen mußte.

Er überdachte keine unausführbaren Pläne zur Rettung Sophiens, wie Elias, als Charlotte Corday verhaftet wurde. Nein, der achtzehnjährige nordische Jüngling brachte alle die aufbrausenden Gefühle zum Schweigen, welche in der Aufwallung des ersten Augenblickes ihn beinahe zu einer unklugen und thörichten Handlung veranlaßt hätten, und suchte jetzt mit Hülfe des besonnenen Verstandes einen Ausweg, Sophie dem finstern Schicksal zu entreißen, das über ihrem Haupte schwebte.

Nach einer ziemlich langen Ueberlegung hatte Harthon seinen Entschluß gefaßt und begab sich nach Rue des Cordeliers, um Jerome Bassal aufzusuchen.

Harthon wandte sich deßhalb an Jerome, weil er hoffte, von ihm Rath zu erhalten in Beziehung auf das, was zu Gunsten der Verhafteten ausgerichtet werden könnte.

Als er in Bassals Wohnung ankam, fand er zu seiner großen Freude Jerome zu Hause und wurde sofort zu dem jungen Bürger eingelassen.

Beim Anblick Harthons ging ihm Jerome ent-

gegen und sagte in einem freundlichen und vertraulichen Tone:

„Es ist mir lieb Euch zu sehen, obgleich Ihr Euch nur dann zeigt, wenn Ihr Euch erbietet, mir einen Dienst zu erweisen.

„Dreimal wäre es indessen besser, wenn ich nicht nöthig gehabt, mich hier einzufinden,“ antwortete Harthon. „Die Ursache, welche mich hierhergeführt, ist mehr als traurig.“

„Wirklich; laßt sie mich dann gleich erfahren. Vielleicht, daß ich jetzt vermag meinerseits Euch einen Dienst zu erweisen.“

„Nicht mir, aber möglicher Weise Jemand Anderem. Madame Morier und Sophie wurden vor einer Stunde verhaftet und in die Conciergerie gebracht.“

„Ist Sophie d'Escare verhaftet?“ brach Jerome aus. —

„Ja!“

„Warum? Sie lebt ja so still und unbemerkt!“

„Aber das hindert Madame Morier nicht, eine geborne Danton zu sein,“ unterbrach ihn Harthon. Es bedarf nicht mehr, damit die Republik verhafte und hinrichte, — und Ihr nennt das Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit, wenn ein Name hinreicht, um Jemanden auf's Schaffot zu bringen.“

„Wenn Madame Morier eine Danton ist, so giebt es keine Rettung für sie,“ bemerkte Jerome traurig.

„Aber Ihr seht wohl ein, daß wenigstens das junge Mädchen gerettet werden muß!“ rief Harthon. „Wenn die Republik unbedingt Madame

Morier guillotiniren will, weil sie den Namen eines derjenigen Männer trägt, welche sie erst geehrt und nachher hingerichtet hat, so . . .

„Kann wenigstens Sophie nichts dafür," unterbrach Jerome. Er reichte Harthon die Hand zum Abschied und fügte hinzu: „Ich muß eilen, falls es mir gelingen soll, das Mädchen dem Schaffot zu entreißen. Indessen meinen Dank, Ihr habt mir den größten aller Dienste erwiesen.

Jerome eilte fort.

Wir wollen jetzt einen Blick auf das werfen, was sich in dem Hause Levitains zugetragen, nachdem Sophie es verlassen.

Als Elias von Sophie weggegangen war, schloß er sich in sein Zimmer ein, und wurde den übrigen Theil des Tages nicht mehr sichtbar.

Vergebens hatte Susanne an die Thüre geklopft und flehentlich gebeten, daß er doch öffnen möchte. Die einzige Antwort, welche sie erhielt, war der Schall seiner Tritte, welche anzeigten, daß er auf der Diele auf und ab ging.

Ebenso vergeblich wie es Susanne versucht hatte, Elias zu vermögen, die Thüre zu öffnen, ebenso wenig konnte sie von Judith irgend welche Aufklärung darüber erhalten, was sich zwischen Elias und Sophie zugetragen; das Mädchen weigerte sich bestimmt, es zu sagen.

Die ganze Nacht setzte Elias seine Wanderung fort. Erst gegen Morgen hörten die Tritte darinnen auf. —

Zu der gewöhnlichen Zeit Vormittags, wo er, während er gesund war, sich auf des Onkels Comptoir zu begeben pflegte, trat er in das Familienzimmer.

Er war angezogen zum Auszugehen.

Das Gesicht, obgleich sehr bleich, hatte den früheren Ausdruck der Düsterkeit und der Strenge.

Der erste Blick, den Susanne auf ihn warf, sagte ihr, daß er jetzt vollkommen hergestellt, und derselbe verschlossene, kalte und unzugängliche Elias sei, wie vor der letzten Krankheit.

Die alte Dienerin that einige Fragen, die er ganz kurz beantwortete.

Er nahm seinen Hut um zu gehen. In diesem Augenblick klopfte es an das Thor.

Elias wandte sich gegen Susanne und sagte:

„Sieh mal nach, wer herein will!"

Mit Zaudern gehorchte Susanne, kam aber sogleich bleich und mit verwirrtem Gesicht wieder zurück.

„Der Gott Abrahams stehe uns bei! Man verlangt das Oeffnen des Thores im Namen des Gesetzes."

„Du wirst wohl dem Befehle sofort nachgekommen sein," sagte Elias ruhig.

„Nein, Elias, nein; — Du mußt Dich verstecken, Du bist es, den man verhaften will. Gehe hinauf und ich werde sie das ganze Haus durchsuchen lassen. Ja, sie dürfen mich gern in Stücke reißen, wenn sie nur Dich nicht finden.

Das alte Weib hatte sich ihm zu Füßen geworfen und seine Kniee umfaßt.

Elias riß sich von ihr los und bemerkte kalt:

„Höre auf mit diesen Kindereien! Bin ich es, den man sucht, dann will ich nicht, daß man nöthig hat, zu warten.

Er eilte hinunter und machte schnell das Thor auf.

„Seid Ihr Elias Levitain?“ fragte der eintretende Commissär.

„Das ist mein Name,“ antwortete Elias.

„Ihr müßt uns folgen. Ihr seid angeklagt Euch gegen die Republik verschworen zu haben und im Complot mit der Frau Morier gewesen zu sein, die verhaftet ist.“

Bei diesen Worten erbebte Elias.

„Ist die Wittwe Morier verhaftet?“ fragte er.

„Ja sie sowohl wie ihre Tochter. Und nun Marsch.“

„Sophie verhaftet, Sophie, die zu hüten und gegen alles Unglück zu schützen Elias geschworen hatte. Sophie, die Jacob ihm in seiner letzten Stunde anvertraut!

Wie hatte Elias die Pflicht gegen das vater- und mutterlose Mädchen erfüllt? —

Ja, er hatte sie vergessen und sich der Leidenschaft für ein fremdes Weib hingegeben und sie ganz und gar dem Schutze Anderer überlassen.

Es war eine bittere Stunde für Elias, dessen Pflichtgefühl ihn anklagte.

Er warf sich das Schicksal vor, welches Sophie getroffen, und empfand, daß wenn sie als ein Opfer desselben fiel, es sein Versäumniß sei, welches daran Schuld gewesen, und daß ihm nur übrig blieb zu sterben, da er, verfolgt von einem solchen Bewußtsein, unmöglich leben konnte.

Das Entsetzlichste in seiner Lage bestand darin, daß er, selbst der Freiheit beraubt, außer Stande war, den geringsten Versuch zu ihrer Rettung zu machen.

Elias hatte gemeint, während der verflossenen Nacht alle irdische Qualen durchgemacht zu haben; aber er täuschte sich.

Die Qualen, welche jetzt sein Inneres erfüllten, waren gänzlich neu und bewiesen, daß, wie viel wir auch gelitten, uns immer noch neue Schmerzen übrig bleiben.

Die Quellen der Leiden sind unerschöpflich und noch hat es kaum einen Menschen gegeben, der nicht noch unglücklicher hätte werden können.

In dem Augenblick, wo Elias vor dem Thor des Gefängnisses stand, wandte er sich an einen der Gensdarmen, dessen gutmüthiges Aussehen ihm Vertrauen einflößte, und sagte:

„Kennt Ihr den Bürger Jerome Bassal?“

„Ob ich ihn kenne! — rief der Gensdarm.“

„Marat nannte ihn seinen Sohn, und derjenige, den der Freund des Volkes so nannte, ist uns Allen wohl bekannt.“

„Dann wünsche ich, daß Ihr ihn davon in Kenntniß setzt, daß ich und die Tochter der Wittwe Morier verhaftet worden sind. Ihr werdet damit Bassal einen Dienst erweisen.“

„Gut, er soll es erfahren.“

Die Thore des Gefängnisses schlossen sich nach Elias. Es kam ihm vor, als sei er in das Vorgemach des Todes eingetreten.

Ganze vierundzwanzig Stunden waren verstrichen,

ohne daß Elias etwas darüber erfahren, was aus Sophie geworden, oder warum er selbst der Freiheit beraubt sei.

Eine Stunde nach der andern erwartete er vor das Gericht gebracht zu werden; aber er wartete vergebens. Wie eine ganze Ewigkeit kam ihm die Zeit vor, dessen flüchtige Minuten seine Seele mit Angst erfüllten. Unaufhörlich fragte er sich selbst:

„Welches ist wohl Sophiens Schicksal in diesem Augenblick?“

Der Abend kam. Die Dunkelheit und die Stille trugen nur dazu bei, seine Gedanken noch düsterer zu machen.

Vor seine Seele traten immer wieder die qualvollen Vorstellungen von Sophiens Hinrichtung.

Es kam ihm vor, afs wenn er die unheimlichen Umrisse des Schaffots sähe, dessen schlüpfrige Treppen Sophie mit langsamen Schritten betrat. Er schloß die Augen; da kam es ihm vor, als wenn er den Fall des Beiles und das Herabrollen eines abgehauenen Kopfes hörte.

Während diese schrecklichen Bilder vor seiner Einbildung gaukelten, verging die Nacht und der Tag dämmerte wieder.

Um acht Uhr Morgens öffnete sich die Gefängnißthüre.

Man kam, um ihn vor das Revolutionstribunal zu führen.

In dem einen der Gensdarmen erkannte Elias denselben wieder, mit welchem er Nachricht an Jerome geschickt.

„Ich kann Euch grüßen von Bürger Bassal,“

sagte der Gensdarm, „er bat mich, Euch zu sagen, daß Ihr ruhig sein könntet, da Ihr die Herkunft Sophiens nicht kennt, von der er allein etwas weiß.

Elias begriff ganz richtig, daß Jerome mit diesem Gruß ihm einen Weg andeuten wollte, Sophie zu retten. Er sah ein, daß alles jetzt darauf beruhte, das, was auf sie Bezug hatte, dem Zeugnisse Jeromes zuzuschieben.

Die erste Frage, die man an Elias stellte, war in welchem Verhältniß er zu der Wittwe Morier gestanden."

Er antwortete, daß er keine andere Berührung mit ihr gehabt, als daß sie unter ihrer Obhut ein junges Mädchen gehabt, welches der verstorbene Vater des Elias angenommen hatte.

„Wie heißt dieses Mädchen?"

„Sophie d'Escare; sie hat sich später Morier nennen lassen."

„Welche sind die Eltern Sophiens?"

„Sie hat keine; sie sind todt."

„Wer war ihr Vater?"

Diese Frage kann Bürger Bassal am Besten beantworten, denn ich weiß nur, daß sie im Jahre 1791 in meines Vaters Haus ankam und von ihm als Pflegetochter aufgenommen wurde.

„Wer übergab sie seiner Obhut?"

„Das ist mir unbekannt."

„War er ein Aristokrat?"

„Mein Vater stand nie in Berührung mit einem solchen."

„Was vermochte Euern Vater, sich des jungen Mädchens anzunehmen?"

„Das weiß ich nicht.“

Man ging nun zu Elias persönlich und zu der Briefwechselung über, welche man wußte, daß er mit Madame Morier geführt.

Man wollte wissen, über was dieselbe gehandelt und als Elias angab, daß sie allein auf Sophie d'Escare Bezug gehabt, wurde diese Angabe auf den Grund hin verworfen, daß sowohl Madame Morier als Elias die Briefe vernichtet hatten.

Hätten sie sich bloß auf Privatangelegenheiten bezogen, so würden die Correspondenten diese Vorsicht nicht beobachtet haben.

Man legte dann einen angefangenen Brief der Madame Morier an Elias vor, den einzigen, den man in ihrem Schreibtisch gefunden. In diesem Brief schien die Sprache etwas mystisch und es ging deutlich daraus hervor, daß ein geheimes Verständniß zwischen ihnen existirt habe.

Mit einer Ruhe und Klarheit, welche bewies, daß er jetzt von seinem Pflichtgefühl und seiner Vernunft beherrscht wurde, suchte Elias es klar zu machen, daß der Brief sich lediglich um Sophie drehe; aber man nahm keine Rücksicht auf seine Worte.

Schließlich berief sich Elias auf Jerome Bassal, als denjenigen, welcher besser als irgend Jemand die Wahrheit dessen, was er gesagt, bezeugen könnte.

Hierauf wurde Elias ins Gefängniß zurückgeführt.

Wieder verging ein Tag, zwei Tage und endlich drei Tage, ohne daß Elias vors Gericht gestellt wurde, oder Etwas von dem erfuhr, was sich außerhalb seines Gefängnisses zutrug.

Diese Tage waren Jahre, die Stunden Monate,

und Elias schleppte sein Leben dahin in einem Seelenzustande, welcher unmöglich zu beschreiben ist.

Hätte nur sein eigenes Leben in Gefahr geschwebt, so würde es ihm ganz gleichgültig gewesen sein, wie das Urtheil ausfiele. Er würde ohnedieß gewünscht haben, Charlotte Corday zu folgen und wie sie zu sterben; aber jetzt war es Sophiens Leben, welches bedroht wurde, ihr Leben, welches er beschützen sollte und derenwegen er sich zur Pflicht gemacht zu leben.

Am Morgen des vierten Tages öffnete sich die Gefängnißthür und der Gefangenwärter erklärte, daß — Elias frei sei.

Elias fragte sofort nach dem Schicksal der Wittwe Morier.

„Sie wurde gestern guillotinirt," antwortete der Gefängnißwärter.

„Und ihre Tochter?" — Elias wagte kaum zu athmen.

„Die haben sie bis auf weiteres verschont."

„Seid Ihr dessen sicher?"

„Ob ich dessen sicher bin," rief der Gefängnißwärter. — „Dessen bin ich gewiß; denn Ihr müßt wissen, Bürger, daß ich zu meinem eigenen Vergnügen die Namen aller derer aufzuschreiben pflege, welche die Republik einen Kopf kürzer zu machen für gut befindet."

Das Thor wurde geöffnet und Elias befand sich wieder in freier Luft.

Ohne eine Minute zu zögern nahm er seinen Weg direct zu Jerome.

Ungehindert trat er in dessen Wohnung. Alle

Thüren waren unverschlossen. Der Saal, der Salon und selbst das Arbeitszimmer waren leer.

Es sah aus, als wenn die Bewohner ausgezogen und weggeführt worden wären.

Ein entsetzlicher Gedanke stieg in Elias' Seele auf. —

— Sollte vielleicht Jerome durch sein Bemühen, Sophien zu retten den Verdacht der Republik auf sich gezogen haben und selbst verhaftet worden sein?

Elias blickte unruhig und forschend um sich, indem er hoffte Etwas zu finden was seine Besorgniß bestätigte oder beseitigte.

Seine Blicke fielen auf eine verschlossene Thüre; er näherte sich derselben, und es kam ihm vor, als wenn er ein unterdrücktes Schluchzen hörte.

Er horchte.

In der That weinte Jemand darinnen.

Vielleicht haben sie Vassal guillotinirt, dachte Elias und legte seine Hand an die Thürklinke.

Die Thüre ging auf ohne Lärm; aber Elias blieb unbeweglich auf der Schwelle stehen.

In einem Fauteuil saß ein junges Weib zusammengesunken und das Gesicht mit den Händen bedeckt.

Sie weinte wie Einer weint, der Alles, was ihm im Leben lieb und theuer war, verloren hat.

Elias konnte die Gesichtszüge, die mit dem Taschentuch verhüllt waren, nicht sehen; aber es war auch nicht nothwendig, denn er hatte augenblicklich Sophie d'Escare wieder erkannt.

Vor ihr mit dem Rücken gegen Elias gekehrt, stand Jerome.

Während einiger Minuten wurde die Stille nur von dem Schluchzen Sophiens unterbrochen; endlich bemerkte Bassal:

Eure Thränen schmerzen mich. Hätte ich Euch und Levitain retten können, ohne nöthig zu haben Euer Schicksal an das meinige zu knüpfen, seid versichert, daß ich es gethan haben würde. — Ihr waret mir eine Fremde bis zu dem Augenblick, wo wir uns vor den Schranken des Gerichts begegneten. Ich habe deshalb nicht von irgend einem egoistischen Verlangen geleitet sein können. In dieser Stunde freue ich mich darüber, daß meine Ehre mir es verbot, Euch während Levitains Krankheit zu besuchen, und daß ich mich damit begnügte Madame Morier davon in Kenntniß zu setzen, daß sie in mir einen Freund, und Ihr einen Beschützer besäßet. Jetzt müsset Ihr einsehen, daß ich genöthigt wurde, Euch zu meiner Gattin zu machen, und daß nur die Nothwendigkeit allein mich dazu zwang.

Elias hatte sich gegen den Thürpfosten gelehnt. Als Jerome schwieg, murmelte er:

„Sophie seine Frau!“ und schlich davon, ohne daß ihn Jerome bemerkte.

An demselben Tage um die Mittagszeit finden wir Jerome in dem großen Familienzimmer des Elias auf und ab wandernd. Er wartete auf den jungen Juden.

Susanne war bei der Ankunft Jeromes schleunigst hineingegangen, um Elias zu benachrichtigen, daß

der Bürger Bassal ihn zu sehen wünsche, aber sie blieb ungewöhnlich lange bei ihrem jungen Herrn.

Endlich erschien sie wieder. Bleich und bewegt theilte sie Jerome mit, daß Elias so unpäßlich sei, daß er den Bürger Bassal nicht empfangen könne.

Jerome betrachtete die Jüdin, als wenn er sich von der Wahrheit dessen, was sie sagte, überzeugen wollte. Hierauf bemerkte er:

„Seid Ihr wegen Levitain in großer Angst gewesen, während er verhaftet war.

„Meine Haare sind grau geworden," antwortete Susanne und schob ihre Haube in die Höhe.

Es lag etwas in dem Ton und in den Worten, welches auf eine wirklich rührende Weise verrieth, wie viel sie gelitten.

„Wenn der Herr, unser Gott, mich noch einmal solche Qualen sollte erleben lassen, würde ich sterben," fügte sie weinend hinzu:

„Wenn das der Fall ist, so laßt mich hinein zu Levitain! Ich muß ihn sprechen."

Susanne heftete einen ängstlichen Blick auf Jerome, als wenn sie fürchtete, daß er aufs Neue Elias ins Gefängniß werfen würde.

Sie hegte ein förmliches Grauen vor dem jungen Mann, da sie noch alle die Drohungen frisch im Gedächtniß hatte, welche er zu der Zeit, wo er nach Sophie spionirte, gegen sie ausgestoßen, und sie hatte sich gerade in den Kopf gesetzt, daß er es gewesen, welcher Elias hatte verhaften lassen.

Nachdem sie einige Augenblicke den Blick auf ihn geheftet, wollte sie wieder da hineingehen, woher

sie gekommen, aber zu gleicher Zeit trat Elias aus der entgegengesetzten Thür herein.

Beim Anblick Jeromes flog eine dunkele Röthe über die Stirne des Jünglings.

Bassal ging ihm entgegen und sagte:

„Ich habe bereits eine halbe Stunde gewartet, um Euch zu treffen, und es wundert mich, daß Ihr Euch nach dem was vorgegangen ist, krank sagen ließet, um mich los zu werden."

Elias warf einen zornigen Blick auf Susanne.

„Ihr irrt Euch Bürger, ich habe mich nicht krank sagen lassen, sondern Ihr müßt diese Unwahrheit der Gespensterfurcht dieses Weibes zuschreiben. Ich habe von Eurem Hiersein nichts gewußt.

Elias wandte sich an Susanne und gab ihr ein Zeichen, sich zu entfernen.

Sie schien es indessen nicht zu bemerken, sondern betrachtete wechselweise Elias und Jerome. In dem Ausdruck ihres Blickes lag die Furcht vor irgend einer neuen Gefahr.

Elias ungeduldig über ihren Ungehorsam sprach mit zusammengezogenen Brauen:

„Susanne, ich warte darauf, daß Du Dich entfernst.

Die alte Dienerin blickte ihn traurig an und ging an die Thür.

„Gehe ohne Furcht!" sprach Jerome ganz freundlich. „Ich werde ihm nichts Böses thun."

Als Susanne fort war, überreichte Jerome Elias stillschweigend einen Brief und warf sich hierauf in eine Ecke des Sophas, als wenn er durch diese Bewegung Elias hätte zu erkennen geben wollen, daß er ungestört den Brief lesen könnte.

Stumm hatte Elias den Brief entgegen genommen und stumm trat er an ein Fenster um ihn zu lesen.

Der erste Blick auf die Aufschrift sagte ihm, daß der Brief von Sophie sei. Hier dessen Inhalt:

„Elias, immer lieber und theurer Elias!“

„Es sind nun fünf Tage, seit ich Dich gesehen, seit ich traurig und unglücklich Deine Wohnung verließ, nachdem Du mich des größten Schatzes beraubt, nämlich den Glauben an Deine Zuneigung und Zärtlichkeit.

„Der Schlag kam so plötzlich, so unerwartet, so schonungslos und gerade in einem Augenblick, wo die Freude darüber Dich wieder zu sehen mein ganzes Wesen frisch erfüllte, daß ich mich wie zerschmettert fühlte.

„Der Schmerz ließ mich die Unterwürfigkeit vergessen, welche wir Ihm schuldig sind, der uns Trauer und Freude, Prüfungen und Glück sendet.

„Ich widerstand schlecht der ersten Heimsuchung der Leiden, der ersten Vernichtung meiner liebsten Träume, und deßhalb sollten neue Qualen den ersten auf dem Fuße folgen.

„So war es Gottes Wille, und ich beuge mich vor demselben.

„Du kennst ja die schweren Prüfungen, welche die Vorsehung mich hat durchmachen lassen, die Verhaftung meiner Pflegemutter und ihr trauriges Ende. Die Unruhe wegen Deinem Schicksal und endlich die Dankbarkeit gegen Gott, daß er Dich gerettet, das waren die Seelenerschütterungen, welche mein Inneres bewegten.

„Ich selbst bin dem Schaffot entgangen, wohin ich sonst derjenigen gefolgt sein würde, welche Du mir zur Mutter gegeben.

„Elias, das Testament, welches Du in mir von Deinem Vater erhalten, ist jetzt aufgehoben.

„Seit gestern habe ich aufgehört für Dich eine Pflicht zu sein. Du bist von der Last befreit, Diejenige zu beschützen, welche Du nicht mehr lieb haben kannst.

„Ich habe mir selbst einen andern Beschützer gewählt, indem ich Jerome Bassal meine Hand gab. Ich bin jetzt seine Gattin.

„Gott wird mich lehren meinen Mann zu lieben, damit ich die Pflichten erfüllen kann, die ich übernommen.

„Du fragst möglicherweise, was mich zu dieser Verbindung bewogen hat.

„Ich will es Dir sagen. Die Republik hat mir die Mutter genommen, welche ich in Madame Morier gefunden; die Furcht hatte Matthieu fortgejagt, und Du hattest mir den Freund Elias geraubt. — So stand ich allein, und die Vorsehung sandte mir Jerome Bassal.

„Und jetzt, bevor ich Dir ein langes und vielleicht ewiges Lebewohl sage, eine Bitte: Elias, verlasse Frankreich und kehre nicht wieder zurück, bevor die Zeiten der Ruhe wieder hier blühen, denn sonst wirst Du sicherlich als Opfer einer Mordlust fallen, die keine Grenzen kennt! Ich beschwöre Dich im Namen Deines Vaters, auf meine warnende Stimme zu hören.

„Lebewohl, möge Gott, der Höchste, über Dich

wachen und Dir all das Gute lohnen, das Du und Dein Vater mir erwiesen habt.

Sophie d'Escare."

Eine lange Weile stand Elias und starrte die hübschen und zierlich geschriebenen Buchstaben an, die an keiner Stelle ihn von dem Opfer unterrichteten, welches die Briefschreiberin gebracht, um sein Leben zu retten.

Sie berührte die Verbindung mit Bassal als eine Handlung, welche durch ihr eigenes Bedürfniß, eine Stütze zu haben, hervorgerufen sei.

Elias würde über die Wahrheit vollkommen irre geleitet sein, wäre er nicht einige Stunden vorher Zeuge ihrer Thränen gewesen und hätte er nicht die Worte Jeromes aufgefaßt, welche darüber Aufklärung gaben, was Sophien bewogen hatte, ihr junges Leben an das eines vollkommen unbekannten Mannes zu binden.

In dieser Stunde erkannte Elias, daß dieses christliche Mädchen in Edelmuth und Hochherzigkeit weit über ihm stände. Aber, was weiter? — das bewies nicht, das alle Christen edelmüthig seien. Nein, im Gegentheil schien Sophie eine Ausnahme von der traurigen Erfahrung zu machen, die Elias gemacht zu haben vermeinte. Uebrigens zeugte ja das Opfer, welches Sophie ihm gebracht, dafür, wie Grausamkeit und Ungerechtigkeit ihre Landsleute beherrschte, da man sowohl Elias als Sophie aufs Leben bedroht! obgleich sie vollkommen unschuldig an allen Complotten gegen die Republik gewesen.

Der Eindruck, den der Brief auf Elias machte,

war deßhalb, nachdem das erste Gefühl der Bewunderung vor Sophie sich gelegt, nur eine vermehrte Erbitterung gegen das französische Volk.

Die Ereignisse fügten es in der That, daß Jacob Levitains liebster Sohn sich zu einem Fanatiker entwickeln sollte, das heißt zu dem Gegentheil von dem, was der Vater selbst war und wünschte, daß der Sohn werden sollte.

Ein Mann, wie Jacob Levitain, dessen Inneres nur von edlen und hohen moralischen Begriffen beherrscht wurde, konnte nicht leicht unmoralische und schlechte Kinder haben.

Elias hatte auch die strenge Rechtlichkeit des Vaters und auch den Stolz geerbt, von Niemanden eine Verbindlichkeit anzunehmen, ohne sie zu vergelten.

Er fühlte tiefer, als Andere das Gewicht der Dienste, die man ihm leistete und schätzte sie oft über ihren wirklichen Werth.

Dieser bei Allen aus dem Geschlechte Levitains charakteristische Zug erklärt auch, warum er beim Lesen von Sophiens Brief seine Seele gleichsam von der Last der Dankbarkeit niedergedrückt fühlte, die er ihr jetzt schuldig war.

Man konnte noch nicht sagen, daß er die Schuld abbezahlt, welche er von dem Vater geerbt, und jetzt kam Sophiens Selbstaufopferung und vervielfältigte die erstere.

Elias' Kenntniß des Charakters Sophiens sagte ihm, daß sie mit dem Opfer, wofür sie sein Leben gekauft, nie ihr eigenes gerettet haben würde. Und obgleich Elias sein Dasein als eine Last für ihn

selbst betrachtete, so verminderte dies doch keineswegs den Werth von Sophiens Handlung in seinen Augen. Nein, er glaubte, daß er in Beziehung auf sie sich viel zu viel vorzuwerfen hatte, als daß er sich nicht als den eigentlichen Urheber dessen, was passirt, betrachten sollte.

Elias dachte mit Beben an ihre Zukunft, und schauderte bei dem Gedanken, daß dieser Jerome, welcher heute mächtig war, morgen selbst als ein Opfer der Dictatur der Guillotine fallen könnte, und daß Sophie, nach dem Ausrottungssystem jener Zeit, dann als seine Gattin sein Schicksal würde theilen müssen.

„Nun wohl,“ dachte Elias und faltete den Brief, den er die ganze Zeit angestarrt, zusammen, — ist es mein Egoismus, meine ungezügelte Leidenschaftlichkeit, welche von Anfang an alle diese Gefahren und all das Unglück hervorgerufen hat, so werde ich auch künftig gut zu machen suchen, was ich verbrochen, dadurch, daß ich desto treuer über ihr Leben und Schicksal wache.“

Er wandte sich an Jerome, der mit dem Kopf auf die Hand gestützt in Gedanken versunken war, welche, nach dem Ausdruck in seinen Zügen zu urtheilen, alles, nur nicht freudig und angenehm waren.

Wir haben einmal das Gesicht dieses Mannes zu einem Bilde der großen Revolution geliehen, und thun dies noch einmal.

Man las in den Zügen Jeromes jene Müdigkeit, jenen Ueberdruß und jenes Entsetzen, welches das unglückliche und blutende Frankreich zu erfassen anfing, und woraus eine Reaction bestimmt hervorgehen mußte.

Bassal sah aus, als wenn er mit Schaudern auf die Ereignisse zurückblickte, an welchen er Theil genommen und den Abgrund mäße, in welchen er während seiner wilden und zügellosen Jagd nach Rache gestürzt war. Man sah, daß eine qualvolle Muthlosigkeit seine Seele erfüllte, und daß er mit Entsetzen die Unmöglichkeit einsah aus der Tiefe heraufzukommen, in welche er herabgesunken.

So verhielt es sich eben auch mit der französischen Nation. Sie fing an einzusehen, daß der Weg des Verbrechens nicht derjenige ist, welcher zur Freiheit und Unabhängigkeit führt; daß das Schwert, welches das Blut der Unterdrücker vergoß, die Hände, welche es führten, selbst zu verwunden begann, und daß der gesellschaftliche Körper, ermattet und verarmt darunter sterben würde, sobald er nicht aufhörte seine eigenen Glieder zu opfern.

Das vergossene Blut hatte im Anfang die Gemüther berauscht, aber auf diesen Rausch folgte wie auf jeden andern, Ekel. Das Volk erwachte allmählich zur Besinnung; es ahnte, daß die Freiheit, in deren Namen so viele Verbrechen begangen wurden, in der Wirklichkeit nichts anderes sei, als ein lügnerisches Schild, hinter welchem nur Ehrgier und Haß ihr tyrannisches Scepter führten.

In Jeromes Gesicht las man Reue über die Vergangenheit und Demüthigung beim Gedanken an die Mittel, die er angewendet, um mitzuwirken für die große Sache der Freiheit, und deren eigentliche Triebfeder nur die Rache einzelner Beleidigter im Namen der Allgemeinheit war.

Er sah ein, daß er nie das Wort Freiheit

verstanden, und jetzt, wo er zur Auffassung desselben erwachte, jetzt waren die Flügel der Freiheit mit dem Blute Unschuldiger beschmutzt, so daß sein Herz stille stand aus Furcht vor der Zukunft.

Gerade das Herz des französischen Volks bebte zurück vor dem Racheruf, welcher einst aus den Grüften der unschuldig Gemordeten emporstürzen würde.

Die Revolution hatte in ihrer Raserei gerade diejenigen verschlungen, welche ihre Entwickelung beschleunigt und an der Spitze ihrer Bewegungen gestanden hatten. Nun wohl, dann gab es keine Grenze für ihre Verheerungen.

Die persönliche Sicherheit, welche fortwährend bedroht war, brachte die Individuen dazu an sich selber zu denken, und den morgenden Tag und die Fortsetzung der Schreckensherrschaft zu fürchten.

Die Worte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit konnten nicht mehr bezaubern, da sie von einem Beile begleitet waren, immer bereit auf des Bürgers Kopf herabzufallen.

In demselben Augenblick, in welchem das französische Volk so weit zur Besinnung gekommen, daß es die Bedeutung von Freiheit und Brüderlichkeit verstehen konnte, sollte sich die Reue einstellen und mit ihr das Verlangen, diejenigen zu stürzen, welche diese hohen und göttlichen Begriffe mißbraucht hatten.

Jeder Vortheil, welcher mißbraucht wird, verwandelt sich früher oder später in etwas Böses, und so auch die große Revolution.

Sie hatte alle Grenzen überschritten und deshalb ging aus dem Schoße derselben die Kraft hervor,

welche aufs Neue das französische Volk in die Fesseln des Absolutismus schmiedete.

Dieses mächtige Volk, welches trotz allen seinen Fehlern und Verwirrungen doch als das „Herz Europas" angesehen werden kann, — denn von ihm sind alle großen, für die Menschheit bedeutungsvollen Ideen ausgegangen — hatte demnach wieder noch nicht genug gelernt und nicht genug gelitten.

Jerome repräsentirte in seiner Preson das französische Volk; er besaß dessen Beweglichkeit, dessen Kraft, dessen Heldenmuth, dessen Wildheit und dessen Edelmuth.

Er konnte von einer Idee elektrisirt, von edlen Leidenschaften beherrscht werden, sich für einen großen Gedanken aufopfern und doch erschlaffen unter Lastern und Begierden.

Stark in seiner Liebe wie in seinem Haß verschwendete er sowohl Edelmuth als Grausamkeit, bis es eines Tages zu seiner Bestürzung herausfand, daß er sich in den Abgrund der Verbrechen und der Verwirrungen gestürzt.

Dieser Tag des Erwachens war jetzt gekommen.

Es kam Jerome vor, als wenn es ihm an Kraft fehle, sich heraufzuschwingen aus der Erniedrigung, und doch sah er ein, daß er, wenn er auf dem Punct beharrte, von der Verheerung verschlungen werden würde, wie alle Andere, welche an dem großen Drama Theil genommen und gleich ihm die Grausamkeit als Mittel benutzt, das Ziel zu erreichen.

So vertieft war Jerome in seine inneren Betrachtungen, daß er gänzlich die äußere Welt vergaß.

Die Stimme des Elias rief ihn indessen in die Gegenwart zurück.

„Ich habe den Brief gelesen, welchen Ihr mir überreicht, — und ich würde durch denselben hinters Licht geführt worden sein, wenn nicht heute, als ich aus dem Gefängniß kam, mich der Zufall zum Zeugen einer Scene zwischen Euch und Sophie gemacht hätte. Dadurch weiß ich, daß sie, um mein Leben zu retten, mehr aufgeopfert hat, als das ihrige, ihre Freiheit."

Elias sprach die letzten Worte mit Bitterkeit aus.

„Ja, Ihr habt Recht," antwortete Jerome und richtete sich in seiner ganzen Höhe auf. „Eure Rettung ist so theuer gewesen, daß ich keines Menschen Leben eines so hohen Preises werth halte. Aber es war nicht, um Euch das zu sagen, daß ich mich hier eingefunden, sondern um . . . ."

„Kenntniß zu nehmen von Sophiens Mitgift," fiel Elias ihm ins Wort.

„Daß sie eine solche besitzt, ist mir unbekannt, und wenn es der Fall ist, so geht mich die Sache nichts an. — Ich möchte nur wissen, wessen Kind sie ist."

„Wessen Kind!" wiederholte Elias, „das werdet Ihr wohl wissen, der Ihr versprochen habt, sie zu beschützen und mir den Gruß durch den Gensdarmen sandtet."

„Der Gruß enthielt nur ein Mittel, durch welches ich hoffte sie dem Tode entreißen zu können. Vor dem Gericht gab ich sie als eine Tochter von Marat aus, deren Schicksal er mit dem meinigen zu verbinden wünschte. Ich benutzte einen Brief von

Marat, in welcher er wirklich von einer Tochter spricht, die er mit mir zu verbinden wünschte. Es war mir bekannt, daß diese Tochter nicht mehr in Frankreich sei; ich konnte deßhalb Sophie ihre Stelle einnehmen lassen. Man verlangte auch von mir als Beweis für die Wahrheit meiner Angabe, daß ich Marats Wunsch erfüllen solle, und auf diese Weise wurde Sophie — meine Frau. Ich bin folglich berechtigt, ihre Abkunft kennen zu lernen. Ihr seid wahrscheinlich der Einzige, der hierüber Aufklärung geben kann, da Sophie selbst sich in vollkommener Unkenntniß betreffs ihrer Herkunft befindet.

„Was ich weiß ist nicht viel," antwortete Elias und betrachtete Jerome mit forschenden Blicken; „es befindet sich aber unter der Hinterlassenschaft meines Vaters ein versiegeltes Paket, welches ich öffnen soll, wenn Sophie sich einen Gatten gewählt."

„Dieser Augenblick ist jetzt gekommen und ich werde sehen, ob die Papiere, welche dieses Paket enthält, mir irgend ein Licht in der Sache geben kann."

Elias ging hin zu dem mit kostbaren eingelegten Verzierungen versehenen Tisch und drückte auf eine Feder; die Scheibe sprang auf, er nahm ein kleines Paket heraus, welches an ihn selbst adressirt war, und erbrach es.

Jerome lehnte sich an das Kamin, den Inhalt des Convoluts abwartend.

Der Umschlag enthielt einen Brief an Elias, einen versiegelten Brief an Sophie und ein Document, die Schenkung Jacobs von einem Teile seines Vermögens an Sophie betreffend.

Der Brief an Elias lautete:

„Mein lieber Sohn!“

„Wenn Du dieses liest, bist Du an meiner Stelle und der Vollstrecker meines Willens. Es ist darum auf Dich das Vertrauen übertragen, welches Mirabeau mir in dem Augenblick schenkte, als er Sophie meinem Schutz anvertraute. Meine Pflicht ist es, seinen letzten Willen, den er am Tage vor seinem Tode aussprach, Dir mitzutheilen. Siehe hier, was er enthält:

„Ist die Marquisin de Maillé todt, wenn Sophie das Alter erreicht hat, in welchem sie zu erfahren wünscht, wer ihr das Leben gegeben, so muß sie darüber in Unkenntniß bleiben. Lebt die Marquisin, dann darf Sophie an ihrem achtzehnten Geburtstag von dem beigelegten versiegelten Paquet, welches ihr allein übergeben wird, Kenntniß nehmen.

„Dies, Elias, war des großen Mannes bestimmt ausgesprochener Befehl, dem Du gehorchen mußt. Ist aber die Marquisin gestorben, wenn Sophie achtzehn Jahre wird, dann ist das Geheimniß ihrer Herkunft begraben, und Du mußt das versiegelte Paket den Flammen übergeben.

„Achtung vor dem Willen der Todten ist Pflicht der Nachlebenden, und mein Sohn wird deßhalb in Allem dem folgen, was die Pflicht gebietet. Ich vertraue mit Ruhe das Glück und die Zukunft Sophiens Deinen Händen an, und füge nur hinzu: möge Abrahams Gott über Dich wachen!

Jacob Levitain.“

Nachdem Elias mit den Gefühlen tiefer Verehrung diese Zeilen von dem geliebten ewig vermißten Vater gelesen, faltete er den Brief zusammen und legte ihn mit dem versiegelten Paquet wieder in den Tisch hinein. Jerome überreichte er das Erbschaftsdocument mit den Worten:

„Ueber Sophiens Herkunft habe ich nichts mitzutheilen, da Alles, was sie betrifft, sich auf das beschränkt, was mein Vater verordnet hat.

Jerome warf einen flüchtigen Blick auf das Papier, gab es dann wieder zurück und sagte:

„Behaltet es in Eurer Verwahrung; ich brauche Sophiens Mitgift nicht, und will unter den gegenwärtigen Verhältnissen nichts damit zu thun haben. Es ist ihr, nicht mein Vermögen; und wenn ich etwas von Sophiens Herkunft zu wissen wünschte, so geschah das in der Hoffnung, sie irgend einem Verwandten anvertrauen zu können, der im Stande wäre sie zu beschützen, da ich unverzüglich Paris verlasse. Sie hat keine Verwandten, folglich bin ich ihre einzige Stütze. Da ich das weiß, so habe ich nichts mehr hier zu thun. Darum Leb wohl! — Sollte der Tod mich sehr rasch wegreißen — Jerome machte eine Bewegung mit der Hand, um das Beil zu bezeichnen — so müßt Ihr Euch ihrer annehmen, wachet aber dann klüger und besser über sie, als Ihr es gethan."

Jerome näherte sich der Thüre.

„Wohin reiset Ihr?" fragte Elias.

„Erst werde ich Sophie zu einer sichern Freistätte außerhalb der Grenzen Frankreichs führen;

dann beabsichtige ich, mich zu Kellermann zu begeben, um an dem italienischen Feldzug Theil zu nehmen."

„Wenn das Eure Absicht ist, so vertraut jetzt gleich Sophie meinen Händen an. Ich werde sie nach England bringen und . . . ."

„So lange ich lebe, wird sie allein von mir beschützt werden," fiel Jerome ihm stolz in die Rede.

Mit einem finstern Blick auf Elias fügte er hinzu:

„Sie ist jetzt meine Gattin, und ich muß deßhalb gegen Euch den Wunsch aussprechen, daß Ihr nie Euren Weg mit dem Sophiens zusammenführet, bevor mein Herz zu schlagen aufgehört hat. Euch ihr zu nähern würde eine Beleidigung gegen mich sein. — Lebtwohl! Wenn Sophiens Ruhe Euch lieb ist, so suchet nie mit ihr in Berührung zu kommen, bevor der Tod die Bande gelöst, welche sie an mich binden."

So jung und unbekannt mit den Geheimnissen des Menschenherzens Elias auch war, so begriff er doch, daß Jerome von Etwas beherrscht wurde, was mit Eifersucht Aehnlichkeit hatte. Der Instinct sagte Elias, daß gerade das Opfer, welches Sophie gebracht, Bassal die Ueberzeugung eingeflößt habe, daß ihr Herz an Elias hänge, und daß dies der Grund sei, warum Jerome den Jüngling nicht in der Nähe seiner Frau sehen wollte.

Elias hatte zu viel wirklichen Stolz, um Jemandes Rechte beleidigen zu wollen, und er sah deßhalb augenblicklich ein, daß alle persönliche Berührung zwischen ihm und Sophie zu Ende sein müsse.

Aber ebenso klar wie dies vor seiner Seele stand,

eben so fest hatte er beschlossen Sophie nicht aus den Augen zu lassen. Er mußte wissen, welches jetzt ihr Schicksal werden sollte.

Was wußte er wohl von diesem Bassal, das eine Garantie dafür gab, daß Sophie glücklich werden würde? Durchaus nichts.

Was Elias wußte, war, daß Jerome zu den eifrigsten Anhängern Marats gehörte und daß er einer von denen war, welche die Freiheit und das Glück Frankreichs auf Haufen von guillotinirten Mitmenschen errichten wollten. Es war demnach ein Mann ohne alle milde und menschliche Gefühle.

Konnte Elias zu dem Herzen und Charakter einer solchen Person irgend ein Vertrauen haben? Unmöglich! Wenn er im Allgemeinen grausam gewesen, so hatte man alles Recht zu vermuthen, daß er eben im Einzelnen auch so sein würde.

Aus einem augenblicklichen Edelmuth hatte er Sophie zu seiner Frau gemacht; aber dies war keine Bürgschaft für das Glück ihrer Zukunft.

Im Gegentheil, denn aus dieser Verbindung, die so gut wie am Fuße des Schaffotts und während das Beil über dem Kopfe eines der Contrahirenden hing, geschlossen wurde, war es nicht zu erwarten, daß etwas Anderes, als Sorgen und Unglück hervorgehen würden.

Die Pflicht erheischte es deßhalb von Elias, daß er sich zu überzeugen suchte, wie die Zukunft sich gestaltete, welcher Sophie entgegen ging. Was er für seine Schuldigkeit hielt, das wollte Elias eben ausführen.

Die Kunst bestand immer darin, dies zu thun,

ohne die Eifersucht Jeromes zu reizen, oder ihn auf irgend eine Weise zu kränken.

Die Antwort Elias' an Bassal auf die letzteren Worte war deßhalb auch in Uebereinstimmung mit seiner Auffassung ihrer gegenseitigen Stellung.

„Die Furcht, Euch zu beleidigen, würde mich nicht davon abhalten den Versuch zu machen Sophie wieder zu sehen, wenn ich es übereinstimmend mit Ehre und Pflicht ansähe," sagte Elias stolz, „aber mein eigenes Rechtsgefühl sagt mir, daß ich vor dem Wunsche, den ihr ausgesprochen, Achtung haben muß. Darum, Bürger Bassal, sage ich Euch: persönlich werde ich nie Eurer Gattin in den Weg treten; aber ebenso gewiß ist es, daß ich treulich über sie wachen werde, bis ich mich überzeugt habe, daß sie glücklich ist. Ihr möget Sophie noch so weit wegbringen, so wird mein Auge unsichtbar ihr folgen um zu sehen, wie sich das Leben desjenigen Wesens gestaltet, welches mein Vater meiner Obhut anvertraut."

Jerome legte die Hand auf den Thürgriff und bemerkte, indem er die Thür öffnete:

„Einmal verbarget Ihr sie vor mir und es gelang Euch, ein ganzes Jahr ihren Zufluchtsort vor den Blicken meiner Spione geheim zu halten. Jetzt ist die Reihe an mir. Ich will sehen, ob es mir nicht noch besser gelingt. Hättet Ihr damals nicht in kindischem Uebermuth geglaubt allein ihre Stütze sein zu können, so würde Sophie heute nicht meine Gattin sein, denn ich hätte sie zu jener Zeit außerhalb der Grenzen Frankreichs in Sicherheit vor den Stürmen der Revolution gebracht. Ihr habt Ihr dagegen

als Schild gegen die Gefahren ein Weib gegeben, dessen Verwandtschaft mit Danton Ihr als eine Sicherheit betrachtetet, und statt dieses hätte diese Verwandtschaft Sophien beinahe das Leben gekostet. Alles dieses berechtigt mich, Euch, unerfahrner Jüngling, einen Rath zu geben, nämlich: daß, wenn Ihr Euch selbst nicht zu retten vermöget, geschweige irgend einen Andern, so verlaßt Frankreich so bald als möglich! Schon Morgen, vielleicht in dieser Nacht, könnt Ihr verhaftet werden, und dann wird keine Aufopferung Euch dem Tode entreißen.“

Jerome ging und Elias murmelte:

„Du hast Recht; meine Unklugheit, meine Unerfahrenheit und mein Selbstvertrauen hat sie entgelten müssen; aber Deine Worte sagten mir, daß ich mich an ihr Leben wie der Schatten am Körper heften muß. Zwischen ihr und allem ferneren Unglück werde ich stehen, und auf diese Weise einen geringen Theil von dem, was ich verbrochen, wieder gut machen.“

Leiden und Prüfungen hatten gewiß das Herz Elias' kalt gemacht und alle zärtlichen Regungen darin getödtet; aber sie hatten nicht dazu beigetragen ihm den Glauben an seine eigene Kraft zu rauben.

Die Ueberschätzung der Kraft unseres Willens ist Etwas, welches der Jugend eigen ist, selbst wenn alle andern Illusionen ins Stocken geriethen und verschwanden.

Elias glaubte, daß er ein unsichtbarer Schutzengel für Sophie werden, ihrem Leben alles Bittere nehmen und selbst das Unglück lähmen könnte, so daß es nicht vermöchte sie aufzusuchen.

Der Strom der Ereignisse sollte nichts destoweniger auch diesen guten Vorsatz kreuzen und seinen letzten Schmeicheltraum zersplittern, in dem pflichtliebenden Herzen nur den nagenden Vorwurf hinterlassend, daß er nicht die Verpflichtungen erfüllt, welche er eingegangen.

Eine Stunde nach Jeromes Weggang verließ Elias seine Wohnung.

Als Elias das Thor öffnete, um hinaus zu treten, befand er sich plötzlich vor einem langen, schlanken Jüngling, welcher die Hand in der deutlichen Absicht ausstreckte, den Thürklopfer zu fassen. Bei diesem unvermutheten Begegnen blickten beide einander etwas überrascht an.

„Wen sucht Ihr?" fragte Elias, welcher sich nicht erinnern konnte, je die Züge des Fremden gesehen zu haben.

„Euch." war die Antwort.

„In welcher Absicht? Ich kenne Euch nicht."

„Das weiß ich. Ihr waret zu bewegt, als wir zusammentrafen, um mir irgend eine Aufmerksamkeit zu schenken; dies hindert mich aber nicht zu wissen, daß Ihr Elias Levitain seid, und daß Ihr zugleich mit Sophie d'Escare verhaftet waret, aber heute wieder die Freiheit erhalten habt. Ich habe mich auch hier eingefunden, um von Euch zu erfahren, wohin Sophie d'Escare gegangen ist, als sie das Gefängniß verließ.

Statt zu antworten, betrachtete Elias ihn mit einem mißtrauischen Blick.

„Ah, Ihr hegt Furcht vor mir," nahm der Fremde wieder das Wort. „Das ist natürlich. Ihr wißt nicht wer ich bin, und ihr meint deßhalb nicht nöthig zu haben, mir die Aufklärungen zu geben, welche ich zu erhalten wünsche. Nun wohl, leset dieses, und Ihr werdet daraus finden, daß ich, wer ich auch sein mag, doch kein Feind des jungen Mädchens bin, dessen Schicksal mich interessirt."

Der Fremde reichte Elias ein kleines Billet und fügte hinzu:

„Siehe erst diese Zeilen durch. Jede Secunde der Ungewißheit ist eine Ewigkeit von Qualen."

Elias las:

„Bürger. Ihr habt dadurch, daß Ihr mich von der Verhaftung Sophiens in Kenntniß gesetzt habt, ihr Leben gerettet. Wenn Ihr dieses erhaltet, ist sie und Levitain auf freien Fuß gesetzt; aber es hat nicht in meiner Macht gestanden die Wittwe Morier zu retten. Ihr Kopf ist gefallen, wie der von hundert Andern.

„Habt Dank für das, was Ihr gethan.

„Jetzt trennen sich unsere Wege. Kehrt zurück nach Eurem Vaterlande, und vergesset dort, wie viel Blut die Freiheit Frankreichs dessen Söhne gekostet. Dies wünscht

Jerome Bassal."

Elias drehte das Billet um und las auf dessen Außenseite den Namen Harthon.

Er gab es zurück und sagte:

„Nun wohl, was wünscht Ihr von mir zu erfahren?“

„Wo Sophie d'Escare sich augenblicklich befindet, und wer sie nachher beschützen soll?“

„Ihr Mann,“ antwortete Elias kalt.

Harthon ergriff den Arm des Elias und rief:

„Was war es, was Ihr gesagt?“

„Daß Sophiens Mann, Jerome Bassal, jetzt ihr gesetzlicher und natürlicher Beschützer ist, und daß sie sich folglich in seiner Wohnung befindet. Er wird schon wissen ihr eine Freistätte zu verschaffen, wo die Verfolgungen sie nicht erreichen werden.“

„Sophie verheirathet,“ stammelte Harthon.

„Ach, das ist wahrlich zu viel!“ fügte er mit der Hand über die Stirne fahrend hinzu.

Schweigend wanderte er und Elias die Straße entlang, ohne daß der Erstere eine einzige Frage that, wo Harthon Sophie kennen gelernt u. s. w.

Ob Elias auf die heftige Gemüthsbewegung seines Begleiters Acht gegeben, wissen wir nicht; nur gab er durch kein äußeres Zeichen zu erkennen, daß er mit des Andern Schmerz Mitleid hatte.

In Harthons Jahren glaubt man sich vernichtet, weil die Wirklichkeit der Einbildung nicht entspricht.

An einer Bucht des Genfersees lag versteckt ein Landsitz. Er gehörte offenbar irgend einem friedlichen und fleißigen Landmann, welcher abgeschieden

von der Welt und ihren Stürmen hier seinen Acker pflügte und seine Heerden weidete, glücklich und dankbar in dem Bewußtsein einem freien unabhängigen Volke anzugehören.

Es war ein schöner und milder Maiabend. Die Sonne senkte ihre goldene Scheibe gegen den Horizont und warf auf die spiegelklare Wasserfläche einen langsamen Abschiedsblick, gerade als wenn sie mit besonderem Wohlgefallen durch ihre glänzenden Strahlen der Landschaft hätte schmeicheln wollen, wo Friede und Ruhe zu wohnen schienen.

Eins der Giebelfenster in dem schweizerischen Landhaus war offen und in demselben stand ein ganz junges Weib, den Kopf auf die Hand gestützt und ihren Blick auf dem See und dessen Ufern ruhend.

Es waltete eine so vollkommene Stille in der Natur, daß man hätte glauben können, daß die Bäume und Blumen ehrfurchtsvoll und andächtig den Abendsegen von der Königin des Himmels empfingen.

Selbst der Vogel in den Aesten hatte mit seinem Gesang aufgehört, als wenn er von der Feierlichkeit der Stunde und von dem Entzücken darüber ergriffen sei.

Das poetisch Fesselnde und Friedliche dieser Stunde sprach laut zu der jungen Träumerin.

Auf dem bleichen, feinen und traurigen Antlitz ruhte ein Ausdruck tiefer Dankbarkeit, welcher ein ernstes Erkennen der Güte und Größe des Allerhöchsten in sich schloß.

Vergessen waren alle Leiden, alle getäuschten

Hoffnungen, und sie ließ sich lediglich von dem Gefühle der Nähe Gottes beherrschen, welches durch eine solche Stunde unwillkürlich hervorgerufen werden mußte.

Wie schön und lehrreich war nicht die Schrift, welche vor ihr aufgeschlagen lag, und welche doch nur ein Blatt in dem großen Buche der Natur ausmachte, in jeder Zeile von welcher sie Gottes Gedanken geoffenbart zu sehen meinte.

Der letzte der Strahlen der Sonne fiel auf des jungen Weibes Haupt. Sie verbeugte demüthig ihren Scheitel, faltete die Hände und über das Lippen-Purpurbett schlich sich ein warmes und inniges Gebet.

In der nächsten Minute war die Sonne verschwunden.

Der Tag hatte der Nacht Platz gemacht, welche jetzt, mit dem Abend als Vorläufer, ihre stille Wanderung anfing, Mohnduft in ihren Fußstapfen streuend.

Ein leichter und kühler Westwind eilte durch das Laub, küßte die Blumen und kräuselte die Wasserfläche.

Die Vögel stimmten auch eine Abendhymne zum Lob der verschwundenen Sonne an, und in der Ferne hörte man den Klang von Hirtengesang und Kuhglocken.

Es war eine Idylle in der Natur.

Die Thüre zu dem kleinen, einfachen aber zierlichen Zimmer, in welchem das junge Weib sich befand, wurde geöffnet, und hereintrat ein hoher, starkgebauter Mann, mit dem Körper eines Nordländers und den Gesichtszügen eines Sohnes des Südens.

Er trat auf die Beterin zu, welche noch unbeweglich, mit zum Gebete gefalteten Händen und gebeugtem Kopfe dasaß.

„Ich komme Euch Lebewohl zu sageu," sagte er mik klarer und ernster Stimme.

Die Angeredete wandte rasch ihr Gesicht gegen ihn. Ueber die Wangen flog ein schwarzer Purpurschimmer. Sie sah ihn an mit einem Blick so rein und so mild, daß man sagen konnte, ein Engel guckte aus dem Spiegel hervor.

„Verlasset Ihr mich schon? — Es sind ja nur einige Stunden, daß wir hier angekommen sind."

Sie reichte ihm die Hand.

Er ergriff sie und blickte sie an, als wenn er wünschte seiner Seele dieses liebliche und einnehmende Gesicht recht lebendig einzuprägen, in welchem so viel Frommheit und Güte zu lesen waren.

„Sophie, Sie sagen schon," wiederholte er. — „Warum gebrauchen Sie dieses Wort?"

„Weil es mir vorkommt, als wenn Sie viel Eile haben, mich zu verlassen."

„Es war ja die Uebereinkunft, daß ich Ihnen nur bis hierher folgen sollte."

„Das ist wahr, aber ich wünschte, daß Sie hier blieben."

„Und der Grund?"

„Ich wünschte zu lernen Sie zu lieben. Gott hat mir Sie zum Gatten gegeben, und er hat es mir auch zur heiligen Pflicht gemacht, mein Herz an Sie zu binden."

Jerome Bassal — denn er war es — ließ augenblicklich ihre Hand los und sagte kalt:

„Man lernt es nicht sich zu lieben. Die Liebe ist das Kind der Stunde, sie kommt augenblicklich oder nie. Auch will ich Euch die schwere Pflicht ersparen, den Versuch zu machen Eure Gefühle an mich zu fesseln. — Ich reise und verlasse Euch."

„Jetzt seid Ihr wieder mißvergnügt," rief Sophie, „und das betrübt mich. Ich, welche wünschte, jede Wolke von Eurer Stirne zu verjagen, habe immer das Unglück sie hervorzurufen."

„Bevor Ihr vermöget, die Sorgen von meiner Stirne wegzublasen, werdet Ihr mich lieben müssen, und ich Euch; aber, da wir das nicht thun, so bleibt uns nur übrig, daß wir getrennt leben. Ein Herz, welches an Elias Levitain hängt, hat keine wirkliche Zärtlichkeit mir zu verschenken, das meinige. . . .

„Kennt die ganze Last an ein Weib gebunden zu sein, welches Ihr aus Edelmuth zu Eurer Gattin gemacht," fiel Sophie ein.

„Ihr habt Recht, ich kenne in der That die Schwere des Opfers, welches Ihr gebracht; denn, wenn ich Euch auch mein wärmstes Herzblut opfern wollte, so würde ich nicht im Stande sein, Euch nur eine einzige Stunde Glück zu erkaufen.

„Mein Glück hängt in der Zukunft von Euch ab," antwortete Sophie mit einer innigen Ueberzeugung in der Stimme.

„Nein, Sophie, sucht nicht Euch selbst zu betrügen! — Die Liebe, welche Ihr für einen Andern hegt, steht zwischen Euch und mir, und würde Eurem Herzen einen ganzen Abgrund von Qualen schaffen, falls ich mich Euch mit Zärtlichkeit nähern sollte. — Ihr würdet aus Pflichtgefühl Euch meinen

Liebesbezeugungen unterwerfen, aber das Glück, welches ich möglicherweise auf diese Weise gewinnen könnte, würde ein Fluch für Euch werden. — Ich bin nicht schwach, nicht einmal gut, aber ich bin hart und kann bisweilen grausam sein; indessen will ich für den Preis, Euer moralischer Henker zu werden, kein Glück gewinnen. —

„Lebt deßhalb, armes Kind, ungestört und ruhig in diesem stillen Winkel der Welt und vergesset so viel wie möglich, daß ich die Fessel bin, welche Euch von den wahren Freuden des Lebens trennt! Das Einzige, was ich von Euch verlange, ist, daß Elias Levitain keine Kenntniß von Eurem Aufenthaltsort erhält. Und nun lebt wohl, Sophie, meine Ehre kann in keinen bessern Händen ruhen, als in den Eurigen."

Jerome drückte die Hand Sophiens und wandte sich ab um fort zu gehen. Er war bewegt.

„Verweilet noch einen Augenblick, bevor Ihr gehet!" bat Sophie.

„Und warüm verlangt Ihr dieses schmerzliche Verweilen?" fragte Jerome.

„Was Peinigendes kann wohl für Euch darin liegen?" sagte Sophie. „Ihr sagt einem Weibe Lebewohl, für welches Ihr kein anderes Gefühl als Mitleid hegt. Wenn Ihr ihr noch einige Minuten schenkt, dann habt Ihr damit nur ein Wohlwollen an den Tag gelegt, welches sie in ihrer Einsamkeit nöthig hat, denn wenn Ihr gegangen seid, wenn sich die Thüre hinter Euch geschlossen hat, dann wird sie sich ganz und gar verlassen fühlen."

„Schenket mir darum die Hoffnung, daß Ihr

zurückkehren werdet, daß Ihr nicht gehet, um mich nie wieder zu sehen! Ihr seid jetzt der Einzige, gegen welchen meine Anhänglichkeit sich bewähren soll, und meine Seele hat ein großes Bedürfniß zu wissen, daß Ihr wieder kommt und an meiner Seite bleibt."

„Sophie, wenn mein Herz schwach wäre, so würdet Ihr es zum Wanken bringen. Zum Glück für uns Beide steht die Erinnerung an Euren Schmerz, als ich Euch als meine Gattin in mein Haus führte, zu lebendig vor meiner Seele, daß ich vergessen sollte, was ich Euch und mir schuldig bin. — Ihr wünscht, daß ich Euch verspreche wieder zurückzukommen. Gewiß werde ich es, sofern nicht die Kugeln der Feinde Euch von dem befreien, den Euch das Schicksal aufgedrungen. Ich wünsche und hoffe, daß Ihr bald frei werden möget."

„Ihr wollt mich nicht verstehen?" sagte Sophie traurig.

„Ich verstehe vollkommen das Schöne und Edle in Eurem Bestreben, Euch an mich anschließen zu wollen; aber das Herz ist ein Rebell, der sich nicht befehlen läßt."

„Ihr könnt mich also nicht lieb haben?" fragte die junge Frau.

„Ich weiß es nicht. — Ich weiß nur, daß Ihr das einzige Wesen seid, dessen Glück ich zu fördern wünsche, von dessen vergangenem Leben ich alle Sorgen wegnehmen möchte, und dessen reines, unschuldiges Gemüth ich vor der Ansteckung der Welt bewahren möchte."

„Dank für diese Eure Worte! Sie geben mir die

Versicherung, daß Ihr zurückkehren werdet. Bei dieser Gewißheit wird das Warten mir weniger lang werden."

Ein Paar Minuten betrachtete Jerome seine liebliche Frau und suchte in den offenen, ehrlichen Augen zu lesen, welche die Gefühle seien, die ihr diese Worte dictirten.

„Wenn ich glaube im Kampfe mit Frankreichs Feinden meinem Vaterlande so viel genutzt zu haben, daß ich das durch mich vergossene, unschuldige Blut versöhnt habe, dann komme ich wieder. Möge der Herr des Schicksals Euch bis dahin beschützen."

Jeromes Lippen berührten flüchtig die Stirne der jungen Frau.

„Nehmet dieses!" flüsterte Sophie und überreichte ihm ein kleines Paket. „Oeffnet es in dem ersten Wirthshaus, in welchem Ihr übernachtet, und schickt mir dann einen freundlichen Gedanken."

Jerome nahm das Paket, drückte ihr schweigend die Hand, welche sie ihm gegeben und; verließ eilig das Zimmer.

Die Hand ans Herz gedrückt, horchte Sophie auf die verhallenden Hufschläge des Pferdes, welches Jerome, aus der Heimath des Friedens am Genfersee zu den Stürmen des Krieges brachte.

„So bin ich denn einsam, ganz einsam in einem fremden Lande, ohne ein einziges Wesen, das mich lieb hat," stammelte Sophie.

„Ihr täuscht Euch," rief eine bewegte Stimme

hinter Sophie. Sie wandte sich hastig um, und siehe — da stand die entflohene Madame Matthieu, ihr die offenen Arme entgegenstreckend.

„Ach, mein Gott, bist Du es, — Du meine liebe vermißte Julie!“ rief Sophie und warf sich in ihre Arme.

„Ja, gerade ich selbst, von der Ihr, undankbares Kind, glaubtet, daß ich Euch verlassen hätte,“ — stammelte Julie Matthieu unter Thränen. „Wie konntet Ihr so von derjenigen denken, welche Euch gewartet hat seit dem Eintritt in das Leben.“

Madame Matthieu überhäufte Sophie mit ihren Schmeicheleien und ihrer Freude, wieder ihr „liebes Kind“ zu besitzen.

„Aber, Julie, wo bist Du gewesen,“ fragte Sophie als der erste Gefühlssturm sich gelegt hatte, „und wie hast Du mich hier finden können?“ — Als ich aus dem Gefängnisse herauskam, war meine erste Frage nach Dir; man sagte, daß Du von unserer Wohnung weggeschlichen seiest, aus Furcht unser Schicksal theilen zu müssen.

„Ja so, das sagte man?“ rief Julie in einem zornigen Ton. „Dem hättet Ihr keinen Glauben schenken dürfen, sondern einsehen sollen, daß ich Euch unmöglich verlassen konnte, wenn ich auch wollte. Mein Herz war ja an das Eurige festgewachsen.“

„Nun, aber theile mir doch mit, wo Du warst.“

Sophie setzte sich ans Fenster und zog Julie auf einen Stuhl gerade vor sich herab, indem sie ihrer treuen Wärterin zulächelte.

„Ich habe bei dem Bürger Bassal gefangen gesessen.

„Wie, gefangen?“ Sophie richtete einen verwunderten Blick auf die Gouvernante.

„Wartet ein wenig, dann werdet Ihr erfahren, wie das zuging. „Als die Gensdarmen kamen, um Euch und die arme Madame Morier zu verhaften, nahm ich meine Zuflucht auf den Boden, wo ich mich versteckte. Ich dachte so: wenn die Banditen dich zu Gesicht bekommen, wirst Du ins Gefängniß geworfen, und wer soll dann Sophie retten? — Genug, ich verhielt mich ruhig auf dem Boden, bis es vollkommen stille im Hause wurde, da schlich ich mich die Treppe hinunter und begab mich zum Bürger Bassal, um . . . .

„Aber Julie, wie kanntest Du ihn,“ fiel Sophie ihr in die Rede.

„Ich kannte ihn nicht ganz und gar,“ antwortete Julie; „aber Madame Morier hatte mir einige Tage, bevor sie verhaftet wurde, gesagt: „„wenn mich irgend ein Unglück treffen und Sophie irgend eine Gefahr drohen sollte, so wendet Euch eiligst an Jerome Bassal und Elias Levitain. Die werden sie retten.““

„Jetzt wißt Ihr, mein liebes Kind, daß ich nie recht die Juden habe leiden können, und obgleich ich Euretwegen gezwungen wurde, eines Juden Brod zu essen und unter seinem Dache zu wohnen, so habe ich doch immer gelitten durch die Berührung mit Nichtchristen. Auch konnte es mir nicht einfallen mich an Elias Levitain zu wenden, da Madame Morier mir Jerome Bassal genannt hatte. Ich eilte in die Wohnung des Letzteren. Er war nicht zu Hause. — Ich nahm Posto im Thorweg, um auf ihn zu warten. — Erst um Mitternacht kehrte er in seine Wohnung

zurück. Ich erzählte ihm was sich zugetragen und er antwortete:

„Harthon hat mich bereits von der Verhaftung der Madame Morier unterrichtet."

Darauf befahl er mir in seinem Hause zu bleiben, wo er mich in einem seiner Zimmer einsperrte. So verliefen drei Tage für mich unter der schrecklichsten Angst. — Am vierten benachrichtigte er mich, daß Ihr frei wäret."

„Ja, er ließ mich Euch durch eine Thürritze sehen, und dann wurde ich von Paris hierhergeschickt, um Euch hier zu erwarten.

Madame Matthieu schloß wieder Sophie in ihre Arme und fügte hinzu:

„Als der Bürger Euch verließ, gab er mir Erlaubniß hereinzutreten und sagte:

„Bringt Eurer Herrin diesen Brief; er enthält meinen letzten Gruß an sie."

Julie überreichte Sophien einen Brief.

Mit einer eigenen Bewegung öffnete die junge Frau das erste Schreiben von ihrem Mann. Es lautete:

„Obgleich ich Euch dem Schutze meiner Schwester und meines Schwagers anvertraut habe, würde ich doch nicht mit Ruhe an Euch denken können, wenn ich nicht die Gewißheit mit mir fortgenommen, daß Ihr an Eurer Seite Eure älteste Freundin und Pflegerin besäßet.

„Daß ich Euch so lange ihrer Gesellschaft habe berauben müssen, war eine grausame Nothwendigkeit, welche die Rücksicht auf Eure Sicherheit dictirte, weil

ein einziges Wort von Madame Matthieu den Betrug hätte verrathen können, welchen ich begehen mußte, um Euch zu retten.

„Ihr seid jetzt nicht einsam in einem fremden Lande und unter fremden Menschen. Ihr habt an Eurer Seite ein Herz, welches nur für Euch schlägt, und ich kann in diesem Augenblick zu mir selber mit Stolz sagen, daß ich alles zu thun gesucht habe, um Euer Leben erträglich zu machen, und daß ich dabei mich selber ganz außer Acht gelassen. — Das Einzige, was ich verlange, ist, daß Ihr ohne Unwillen denken möget an

Jerome Bassal."

Ein Gefühl unbeschreiblicher Bekümmerung ergriff Sophiens Inneres beim Lesen dieses Briefes, in welchem sich so viel Fürsorge und Güte offenbarten. Sie empfand einen bitteren Schmerz beim Gedanken, daß dieser Mann, welcher alles aus Mitleid that, gar keine Neigung für sie hegte.

„Warum so traurig?" sagte Julie und faßte die eine Hand Sophiens. „Mir scheint's, als wenn wir sehr froh und dankbar gegen Gott sein dürften, daß wir uns außerhalb der Grenzen Frankreichs an einem Ort befinden, wo man zu sprechen und zu denken wagt."

„Ach ja, Du hast Recht, gute Julie, für wieviel haben wir nicht Gott zu danken; am meisten indessen dafür, daß wir jetzt wieder einander haben!"

Sophie reichte ihrer alten Freundin die Hand.

„Und darum fort mit aller Trauer!" rief Julie fröhlich. „Ihr müßt wissen, daß seit Herr Mirabeau

todt ist, habe ich mich nicht so frei und glücklich gefühlt, wie in diesem Augenblick. Von der Stunde an, wo ich genöthigt wurde, die Schwelle des Juden zu betreten, war es mir, als wären meine Lippen versiegelt. Ich sah ein, daß Schweigen das war, was ich zu thun hatte, und daß jeder Streit mit Demjenigen, welcher den Auftrag erhalten Euch zu beschützen und für Euch zu sorgen, unklug und unrichtig sein würde; aber es kam mir vor, als wenn meine ganze Brust aus einer einzigen Qual bestände. Ich weinte und betete im Stillen, daß Gott uns nicht seine Hand entziehen möchte, obgleich wir mit Juden Umgang pflegten. Dieselbe Unruhe, dieselbe stille Angst folgte mir zu Madame Morier. Jetzt erst ist es, als wenn ich mich selbst und mein früheres fröhliches und munteres Gemüth wiedergefunden hätte. Gott und die heilige Jungfrau segne den Bürger Bassal, daß er uns unter christliche Menschen gebracht, so daß . . .

Sophie legte ihre Hand auf ihrer Pflegerin Lippen und unterbrach sie, indem sie sagte:

„Christen oder Juden, wir sind alle Gottes Kinder. Vor dem Höchsten gibt es keinen Unterschied. Was uns besonders betrifft, meine liebe Julie, so stehen wir in einer untilgbaren Schuld gerade an diese von Dir geriggeschätzte jüdische Familie.“

„Sicherlich, sicherlich“ murmelte Julie; „aber eine sonderbare Idee war es von Mirabeau, Euch, ein Mädchen von vornehmer Herkunft, Judenhänden anzuvertrauen.“

„Wenn Du fortfährst so zu sprechen, werde ich betrübt,“ sagte Sophie. — „Was weiß ich von meiner

Herkunft? Ganz und gar nichts. Und sollte ich auch noch so vornehm sein, so würde ich mich doch nicht mit Jacob Levitain in Güte, Hochherzigkeit und in edler Denkweise messen können. Was ich von ihm gelernt, werde ich treu in meiner Seele bewahren; denn gewiß treffe ich nie Seinesgleichen.

Madame Matthieu veränderte rasch den Gegenstand der Unterhaltung; denn ihr Vorurtheil gegen die Juden war so groß, daß es ihr schwer fiel, irgend etwas Gutes an ihnen anzuerkennen.

Während Sophie und Madame Matthieu sich auf diese Weise mit einander unterhielten, eilte das Pferd immer weiter weg mit Jerome.

Die Ruhe und die Kaltblütigkeit, welche er während seiner Unterredung mit Sophie an den Tag gelegt, waren verschwunden. Auf seinem bewegten Antlitz spiegelte sich ein innerer und bitterer Kampf ab. —

Er spornte das Pferd immer mehr und mehr an, als wenn er einem ihn verfolgenden Feinde hätte entfliehen wollen.

So ging es etwas über eine Stunde vorwärts, als er ganz plötzlich sein Pferd anhielt und dieses im Schritt gehen ließ.

Er nahm den Hut ab, um die Abendluft seine brennend heiße Stirne abkühlen zu lassen und wo möglich das unruhig bewegte Blut in einen ruhigeren Lauf zu bringen.

Die Dunkelheit hatte nach und nach das Licht des Tages abgelöst, und in dem Walde, in welchem Jerome sich jetzt befand, war es finsterer, als anderswo.

Der Wind seufzte in den Gipfeln der Bäume, und die Vögel lockten ihre Jungen, heimzukehren in ihre friedlichen Wohnungen, bevor die Nacht einbrach.

Jede heftige Bewegung in unserem Innern hinterläßt ein Gefühl der Schwermuth.

Jeder, selbst der stärkste und gefühlloseste Mensch, ist einmal in seinem Leben von einer solchen trüben Ermattung der Seele heimgesucht und fühlt dann das unwiderstehliche Bedürfniß irgend einen lieben Freund an seiner Seite zu haben.

Der Mangel an Liebe, Friede und Glück erfüllte in diesem Augenblick die Brust Jeromes.

Das Getümmel des Kampfes und die Lockungen der Ehre hatten jetzt keinen Werth für ihn, und es kam ihm vor, als wären sie nur leere und lügnerische Traumbilder, welche ihn vom Glücke wegrissen.

Das Leben Jeromes war stürmisch und unruhig gewesen, wie der Geist jener Zeit. Er hatte sich fortwährend von seinen Leidenschaften beherrschen lassen.

Einmal hatte der Jüngling mit Leidenschaft ein hochgebornes Weib geliebt, welches mit Verachtung auf ihn herabgesehen und seine Liebe als eine Beleidigung betrachtet hatte.

Er hatte mit Leidenschaft für die Freiheit geschwärmt, aber diese in demselben Augenblick erniedrigt, wo er sie zu einem Mittel seiner persönlichen Rache machte.

Jerome hatte in und für die Revolution gelebt, ihrer Grausamkeit und ihren Vernichtungsgrundsätzen gehuldigt; aber er hatte nicht an das künftige Ziel gedacht, wonach sie streben mußte.

Er war ihr auf ihren Blutwegen gefolgt, bis er an den Klippen der Mißgriffe gescheitert. Unter der Anstrengung, wieder davon los zu kommen, erwachten in ihm bessere und edlere Instincte, und er schämte sich der Vergangenheit.

Jetzt stand Jerome im Begriff sich nach der Armee zu begeben, um mit Leben und Blut für die französische Republik zu streiten, welche bereits viel zu viel gekostet, daß nicht jeder Franzose sie aus allen Kräften gegen ausländische Feinde hätte vertheidigen sollen.

Jerome dachte über die Vergangenheit nach und suchte zu berechnen, was die Zukunft im Schilde führe; aber alle diese Berechnungen wurden von der Wehmuth und der Leerheit vernichtet, die ihn befielen.

Plötzlich legte er seine Hand auf die Brust, als wenn er hoffte, daß das kleine Paket, welches Sophie ihm beim Abschied übergeben, im Stande sein würde seine Niedergeschlagenheit zu verscheuchen.

Er zog es hervor, drehte es in den Händen und betrachtete es in der Dunkelheit mit Neugierde, als wenn er gewünscht hätte, aus dem Umschlag auf den Inhalt schließen zu können.

Nach Verlauf einer Stunde steckte er es wieder in die Tasche, gab dem Pferde die Sporen und vorwärts ging es.

Es war Mitternacht, als er bei einem kleinen

Wirthshaus anhielt, wo er bis zum nächsten Morgen bleiben wollte.

Hier erbrach Jerome das Siegel des kleinen Pakets. Es enthielt ein Miniaturportrait und einen Brief.

Mit heftiger Bewegung hielt Jerome das erstere gegen das Licht, ließ es aber eben so rasch wieder fahren.

Das Bild von Elias Levitain begegnete seinen Blicken.

Jerome nahm jetzt den Brief und faltete ihn langsam aus einander.

Der Inhalt lautete:

„Wenn Ihr dieses lest, sind wir getrennt, vielleicht auf ewig; denn die Gattin eines Kriegers kann schon als Wittwe angesehen werden, wenn er sie verläßt.

„Der einzige Beweis, den ich Euch geben kann, daß ich Alles thun werde, um Denjenigen, welchen ich einst geliebt, zu vergessen, besteht darin, daß ich Euch sein Portrait gebe.

„Von Euch getrennt, oder an Eurer Seite, bin ich doch Eure Gattin. Dieses Portrait war ein Verstoß gegen meine Pflichten und das, was ich vor Gott und meinem Gewissen Euch schuldig bin, darum würde ich mich vor mir selber schämen, wenn ich es behielte.

„Möge der Höchste über Euch wachen und Euch recht bald zurückführen.

„Sophie.“

Und dies Wesen, dessen Herz so rein ist, dessen

ganze Seele nur von Liebe zu Gott, zum Guten und Rechten erfüllt ist, hat die Marquisin meinem Schutz anvertraut. — Wunderbares Spiel des Zufalls!“

Jerome legte den Kopf in die Hand.

„Welche Verbindung,“ dachte er weiter, „kann da wohl zwischen Cesarine und diesem reizenden Kinde gefunden werden? Warum lag der Marquisin gerade dieses Mädchen so sehr am Herzen, daß sie mich bat dasselbe zu beschützen. Die Marquisin de Maillé, so stolz, kalt und ohne alle Güte, hatte doch ein Herz für dieses wunderbare Kind. Wie dieses dunkele Räthsel erklären?“

Jerome stand hastig auf und fing an die Stube auf und ab zu gehen; dann fuhr er in Gedanken fort:

„Wäre Cesarine nicht so streng, so tadellos, so fleckenfrei in ihren Sitten gewesen, sollte man fast verleitet werden zu glauben ....; aber dies wäre etwas Ungereimtes voraussetzen. Sophie hat wahrscheinlich Jemandem das Leben zu danken, welcher glücklich genug gewesen Cesarinens Achtung und Zuneigung zu genießen und ihr Sophie anvertraut hatte.“

Jerome verirrte sich in das Labyrinth der Vermuthungen, als er aber einsah, daß es auf diesem Wege unmöglich sei, der Wahrheit auf die Spur zu kommen, so nahmen seine Gedanken eine andere Richtung.

„Wie sonderbar,“ dachte Jerome, „daß gerade Cesarine, welche meine ganze Jugend verbitterte und alle meine bösen Leidenschaften gereizt hat, diese

Sophie in meinen Weg geworfen, an deren Seite ein Teufel ein Engel werden müßte! Will das Schicksal, daß die Marquisin auf diese Weise sühne, was sie verbrochen? — Thorheit! — Ich fliehe ja vor meiner Gattin, als wenn sie ein Dämon wäre, und das obgleich ich jetzt weiß, daß es das größte Glück des Lebens wäre, an ihrer Seite zu leben."

Die Lampe verlöschte, Finsterniß umgab Jerome.

Am folgenden Morgen setzte er seinen Weg fort, der immer mehr und mehr ablenkte vom Genfersee und dem kleinen Landhaus an dessen Ufern.

Während Jerome auf fremder Erde für die französische Republik stritt, und Sophie ihr stilles und friedliches Leben in dem verborgenen Hause am Genfersee fortlebte, folgten die Ereignisse in Frankreich rasch aufeinander.

Am 28. Juli 1794 fiel der Kopf Robespierre's. Mit ihm schloß die erste Periode der Revolution.

Nach dem großen Trauerspiel folgte jetzt die elende Comödie der Intrigue und der Kleinlichkeit.

Der reactionäre Zeitraum trat ein und bot nichts Großartiges dar.

Die Grausamkeit und das Blut, welches diese Zeit befleckte, gibt uns Stoff zu niederschlagenden Betrachtungen und man wendet sich weg davon mit Ekel, weil die Gier an die Stelle des Fanatismus, und die Ehrsucht an die Stelle des allgemeinen Interesses trat. Das Ganze schrumpfte zu etwas so

Betrübendem zusammen, daß es nothwendig, den Fall der Republik und das Schmieden der Freiheit in die Ketten des Absolutismus mit sich führen mußte.

Die Volksbewegung von 1792 hatte das Größte mit sich gebracht, was die Geschichte aufzuweisen hat: das Erwachen einer neuen Idee: der Freiheit, des Menschenrechts und der Gleichheit. *)

Es war die göttliche Idee des Christenthums, welche jetzt erst zur Reife gelangt, um sich zu entwickeln.

Die Lehre Christi ist: Befreiung von der Unterdrückung, Gleichheit vor Gott und Brüderlichkeit zwischen den Menschen. Sie enthält die Veredlung der Seele und ein höheres moralisches Streben.

Mit der größeren Entwickelung unserer geistigen Kräfte mußte nothwendig das Bedürfniß politischer Freiheit und der Abschüttelung des Jochs der Knechtschaft folgen.

Eine solche sociale Wiedergeburt der Menschheit enthielt die erste französische Revolution, denn ihr lag zu Grunde, wie Lamartine sagt: „Gerechtigkeit anstatt Unterdrückung; die Aufklärung des Verstandes an der Stelle der Finsterniß der Vorurtheile und die Souveränetät statt der der Könige.“

Sie enthielt also das Evangelium der Menschenrechte, und wie die Wahrheiten des Christenthums, so haben auch diejenigen der Revolution Blut ge-

*) Siehe Lamartine, Geschichte der Girondisten.

kostet, — ein Preis für welchen das Licht immer seinen Sieg über die Finsterniß erkaufen mußte. Nach der Schreckensherrschaft und der Reaction kam das Directorium, dann das Consulat und schließlich das Kaiserthum.

Nur zehn Jahre lagen zwischen dem Fall Robespierres und der Krönung Napoleon des Ersten, — zwischen der Republik und der Alleinherrschaft. Auf den Ruinen der ersteren wurde wieder die letztere errichtet.

Das französische Volk, aller der Staatsumwälzungen, denen es unterworfen gewesen, müde, sehnte sich nach Ruhe und Ordnung, und begrüßte deßhalb den Helden mit Freude und Jubel als seinen Herrscher.

Napoleon, welcher mit seinem überlegenen Verstand den Charakter des Volkes, das ihn zu seinem Kaiser machte, richtig auffaßte, sah ein, daß er ihm, wenn er dasselbe der Freiheit beraubte, etwas zum Ersatz dafür geben mußte, und dies wurde die Ehre.

„La gloire" ist die Losung des Kaiserreichs. Damit beherrschte Napoleon Frankreich.

Zwischen Napoleons Krönung, 1804 am 2. December, und seiner zweiten Thronentsagung am 22. Juni 1815 liegen kaum elf Jahre. Aber während dieses Decenniums hatte der „illegitime" Kaiser ganz Europa mit seinem Namen und seinen Siegen erfüllt, so daß das Echo davon noch wiederhallt von Seklen zu Seklen, und das Herz der Nachwelt mit Bewunderung über und Verwunderung vor diesem Mann erfüllen wird, welcher „mehr war, als ein Mensch und doch weniger als ein Gott."

Denselben Thron, welchen der Riese durch Ver-

stand, Siege und Ehre besessen, bestiegen jetzt die verjagten Bourbonen.

Es sah in der That aus, als hätte das französische Volk Alles vergessen, aber nichts gelernt von dem, was sich zugetragen, da es den Bruder des hingerichteten Ludwig als König begrüßen konnte.

Im Jahre 1824 wollen wir wieder einen kurzen Besuch auf dem kleinen Landgute am Genfersee machen.

„Es ist jetzt, — wie das erste mal, wo wir von dem, was sich dort zutrug, Kenntniß nahmen, — ein schöner und stiller Maiabend.

Alles ist sich gleich geblieben.

Die Abendsonne wirft ihre Strahlen auf das Landhaus und auf dessen Umgebung indem sie über die Krystallscheibe des Wasserspiegels Goldflitter aussäet.

Die Stille und Ruhe in der Natur wurde von der Stimme einiger munterer Kinder unterbrochen, welche sich unter Spiel und Lachen in dem großen geräumigen Hof herumtummelten.

Im Schatten einiger Bäume saß eine alte Frau und stickte, während sie von Zeit zu Zeit wachsame Blicke auf die drei spielenden Kinder warf.

An demselben Giebelfenster, wo wir voriges mal Sophie fanden, saß jetzt ein Frauenzimmer im mitleren Alter.

Gleich der jungen Träumerin stützte sie den Kopf auf die Hand, und ließ ihre Blicke auf dem lächelnden Gemälde ruhen, welches sie vor sich hatte.

Dort, wo sie sich befand, konnte man den Hof nicht sehen, aber der Schall des Lachens der Kinder bahnte sich einen Weg zu ihren Ohren.

Wir wollen ihr Gesicht näher betrachten.

Gewiß haben wir einmal früher diese milden reinen Züge gesehen, aus welchen der Geist der Güte leuchtet.

Die Jahre schienen verstrichen zu sein ohne vermocht zu haben, das Gepräge der Herzensgüte und Seelenfrömmigkeit zu verwischen, welche die siebenzehnjährige Sophie auszeichneten, als wir sie das letzte Mal verließen, um sie als eine vierzigjährige Matrone wiederzufinden.

Dreißig Jahre sind dahingezogen, und doch würde Jeder an ihrem lieblichen Gesicht sofort Sophie Bassal wieder erkannt haben.

Die Sonne küßte die Gipfel der Bäume am Horizonte und dann fielen ihre Strahlen auf den Scheitel Sophiens.

Sie neigte denselben wie damals, als sie am ersten Abend ihr in dieser Wohnung des Friedens Lebewohl boten, und wie damals faltete sie die Hände zum Gebet.

Derjenige, welcher in diesem Augenblick in die kleine Kammer einträte, hätte bestimmt glauben können, daß die Zeit stille gestanden und sich selber am Genfersee vergessen hätte, um einige Decennien auszuruhen, nachdem sie Jahrhunderte ununterbrochen vorwärts geeilt.

Sophiens Gebet wurde indessen nicht unterbrochen, durch die Oeffnung der Kammerthür durch einen hochgewachsenen Mann, um der Beterin Lebewohl zu sagen.

Sie konnte ungestört beten, bis ein heranrollen-

des Fuhrwerk sie veranlaßte hastig aufzustehen, indem sie mit freudestrahlendem Blick leise flüsterte:

— Da ist er!

Sie ging durch ein größeres Zimmer und einen Saal und stand bald auf der Schwelle des Eingangs zum Wohnungshaus.

Da sah sie gerade gegenüber einen eleganten Reisewagen, welcher außerhalb der Hofumzäunung nach dem Waldwege zu hielt.

Ein Herr in moderner Reisetracht stieg aus dem Wagen.

Sophie zog sich zurück.

Hinter den Schlingpflanzen verborgen, welche sich vor dem Fenster des Entrés befanden, betrachtete sie den Fremden, der in den Hof hineintrat.

Die Wärterin der Kinder, welche die alte bekannte Madame Matthieu war, hatte eben einen fast verwunderten Blick auf den Fremden geworfen, und die drei Kinder hatten mitten in ihrem Spiel aufgehört, um ihn in Augenschein zu nehmen.

Der Herr ging auf Madame Matthieu zu und sagte:

— Könnten wir wohl die Nacht über hier bleiben? Meinem Sohne ist es übel geworden und er kann nicht ohne Schmerzen den Weg fortsezen.

Madame Matthieu starrte den Fremden an, als wenn seine schönen, strengen und düstern Züge ihre Furcht erweckt. Sie schien ganz vergessen zu haben zu antworten.

Was sie vergaß, daran dachte das jüngste der drei Kinder, ein kleines Mädchen von fünf bis sechs Jahren, welches herangetreten war und sich neben

den Fremden gestellt hatte, denn sie bemerkte gleich als Antwort auf seine Frage:

— Wenn Dein Kind krank ist, dann kannst Du hier bei mir bleiben, denn meine Mutter ist sehr gut.

Darauf sprang das Kind in das Haus hinein; bei dieser Einmischung des Kindes stand Madame Matthieu auf, eilte ihm nach, so schnell ihre alten Beine es vermochten, nachdem sie dem Fremden ganz unfreundlich gesagt:

— Ich werde mich erkundigen.

Das Mädchen war indessen in den Hauseingang geeilt und rief, als sie Sophien zu sehen bekam:

— Mama, da draußen ist ein Herr, der ein krankes Kind bei sich hat. Er bat um Erlaubniß hier auszuruhen und ich habe es ihm versprochen. Du darfst nicht nein sagen.

Das Kind ergriff die eine Hand Sophiens und blickte bittend zu ihr hinauf.

Sophiens Augen waren voller Thränen. Ihr ganzes Aussehen zeugte von einem bewegten Gemüthszustand.

Diesesmal muß es Mama erlaubt sein Nein zu sagen — rief Madame Matthieu ganz athemlos. — Wißt Ihr, wer es ist, der über Nacht uns gasten will? — fügte sie hinzu, sich an Sophien wendend.

— Ja, ich habe ihn wieder erkannt, — antwortete Sophie. — Gehe Du, Julie, und führe die Reisenden in's Gastzimmer! Sorge dafür, daß sie Alles erhalten, was sie bedürfen. — Sophie ging in's Wohnzimmer hinein.

Madame Matthieu blieb eine Weile stehen und

sah ihr nach, darauf schüttelte sie mit dem Kopfe und murmelte:

— Unglück und Sorgen wird wohl dieser Besuch in seinem Gefolge haben. Wir haben jezt hier so viele Jahre in Frieden und Ruhe gelebt, daß es mir vorkommt, als wenn wir wohl von solchen Offenbarungen verschont bleiben könnten.

Sie ging mit langsamen Schritten in den Hof hinaus. Ihr weit voraus war das kleine Mädchen geeilt und rief dem fremden Herrn zu:

— Du und dein kranker Knabe könnt oben im Gastzimmer wohnen. Unsere Freundin wird Dich hinauf begleiten, und ich werde schon nachsehen, daß Du und Dein Knabe Alles erhaltet, was Ihr haben wollt. Du mußt wissen, daß ich viel Mitleid mit Kranken habe.

Ein schwaches Lächeln gleitete über des eleganten Herrn düsteres und strenges Antliz. Er streichelte dem Kinde den Kopf und sagte ganz freundlich.

— Dank, mein Kind, daß Du mir eine so gute Nachricht gebracht. Sage mir, wie Du heißest?

— Gabrielle Moulins, — antwortete das Mädchen, und blickte hinauf zu dem Fremdling mit ein Paar großen dunkeln und glänzenden Augen.

— Deine Mutter heißt also Moulins?

— Ja Du, sie heißt Sophie Moulins.

— Sophie, — murmelte der Fremde und blickte das Kind gedankenvoll an.

— Mein Vater, — fuhr das Kind fort, — heißt Julius Moulins; aber er ist verreist. — Das sind meine Cousinen, — schwazte das Kind und deu-

tete auf seine Spielkameraden, zwei Knaben, den einen etwa zwölf und den andern ungefähr zehn Jahre alt.

Jezt hatte Julie sich dem Fremden genähert und sagte in einem wenig einladenden Ton:

— Madame läßt Euch sagen, daß Ihr die Nacht über zwei Gastzimmer benuzen könnt. Ich werde Euch zu denselben begleiten.

— Ja, und dann wird unsere Freundin Dir Alles verschaffen, was Du haben willst, — fiel die kleine Gabrielle ein, — denn Du bist mein Fremder.

Wieder strich der Fremde freundlich den Kopf Gabrielles.

— Meine kleine Gabrielle, ich bin mit Vergnügen Dein Gast. — Deine Mutter heißt also Sophie?

— Ja Du, und dann ist sie sehr schön und geschickt, mußt Du wissen, — fiel die kleine Schwäzerin ein und wollte den Fremden nach dem Wagen begleiten.

Madame Matthieu fand dies durchaus nicht nach ihrem Geschmack, sondern faßte das Mädchen und sagte ganz unfreundlich:

— So, gehe nun und spiele und störe die Leute nicht mit Deinem Geschwäz!

Gabrielle blickte sie an, schüttelte ihren kleinen Lockenkopf und hüpfte dann fort zu ihren Cousinen, welche sich ganz anständig auf eine Bank unter den Bäumen gesezt, um in Frieden und Ruhe den Fremden zu betrachten. Die jungen Bürschchen, welche bedeutend älter, als sie waren, waren nichts destowe-

niger Fremden gegenüber befangener und hielten sich folglich in Abstand.

Der Fremde half einer eleganten Dame aus dem Wagen und der Bediente hob einen zwölfjährigen Knaben mit einem bleichen und leidenden Aussehen heraus.

Beim Anblick des Knaben konnte Gabrielle sich unmöglich stille verhalten. Sie sprang auf den Fremden zu und rief:

— Wie heißt Dein kranker Junge?

— Er heißt Abraham, — antwortete der Fremde, und betrachtete das frische Gesicht Gabrielles mit einem traurigen Blick. Hierauf wandte er sich gegen die kostbar gekleidete Dame und sagte;

— Judith, ich wollte wünschen, daß unser Kind ein so blühendes Aussehen hätte wie dieses Kind.

— Ach ja! seufzte die junge Dame, und wandte ihre Augen von Gabrielles Gesicht auf das des Sohnes, welcher vor ihr her getragen wurde.

Die Nacht war eingebrochen. In dem ländlichen Hause war Alles zur Ruhe gegangen, mit Ausnahme von Sophie, welche am Fenster in der Giebelkammer saß.

Sie horchte auf jeden Laut. Es schien, als wenn sie mit innerer Unruhe auf Jemanden wartete.

In ihrem Gesichte entdeckte man Spuren einer überstandenen Gemüthsbewegung, welche die Klarheit in ihrer Seele getrübt.

Der einzige Lärm, welcher die Stille unterbrach, war das Rauschen des Wassers gegen das Ufer

und das Sausen von den Bäumen, welche ihre laubbedeckten Gipfel schüttelten.

Es war schon über Mitternacht, da hörte man plözlich in der Entfernung ein dumpfes Geräusch. Es kam immer näher. Endlich konnte Sophie unterscheiden, daß es ein Fuhrwerk sei, welches durch den Wald dahinrollte.

— Jezt muß er es sein, — und ging mit leichten und hurtigen Schritten hinaus in den Eingang.

Diesmal täuschte sie sich nicht in ihrer Erwartung, denn hinein in den hübschen, geräumigen Hof fuhr ein kleiner einfacher Wagen, in welchem ein kräftiger, hochgewachsener Mann saß.

Bevor er aus dem Wagen herausgesprungen war, stand Sophie an dessen Seite und rief mit einer vor Freude zitternden Stimme:

— Willkommen wieder, mein Julius! Du hast ziemlich lange gezögert.

— Ich konnte nicht eher fertig werden, meine Geliebte, — antwortete der Mann und schloß sie mit jugendlicher Wärme an seine Brust.

Etwas später saßen die beiden Gatten in dem großen Eßzimmer. Der Mann war damit beschäftigt mit gutem Appetit von den kalten Gerichten zu sich zu nehmen, die angerichtet waren.

Es fällt uns nicht schwer in seinem von Jahren und Mühen etwas gefurchten, aber noch energischen Gesichte Jerome Bassal, oder wie er sich jezt nannte, Julius Moulins, wieder zu erkennen.

Das Wilde, Leidenschaftliche und Unruhige, welches ehemals den Charakter seines Gesichts ausmachte, war jezt fort. Man sah darin gewiß noch dieselbe

Energie wie früher; aber es war eine Willenskraft von einer solchen Beschaffenheit, daß sie die unruhigen Elemente der Seele zur Ruhe und Ordnung zu bringen vermochte.

Man sah, daß der fünfzigjährige Mann endlich — mit sich selber Frieden geschlossen.

Kraft, Ernst und inneres Glück waren auf seiner Stirne, in seinem Blick und in den Zügen um seinen Mund zu lesen.

Während er aß, sprachen die beiden Eheleute über ihre Angelegenheiten.

Jerome (wie wir ihn fortwährend nennen) hatte eben Sophie die unangenehme Neuigkeit mitgetheilt, daß er einen größeren pecuniären Verlust erlitten.

Sie empfing die Nachricht davon mit vollständiger Ruhe und suchte mit ihrem Zureden die Wolke von des Gatten Stirne zu verscheuchen. Es gelang durch verschiedene kluge Vorschläge, vermittelst einiger Eincassirungen den Verlust zu ersezen, die Schatten, welche noch dort verweilten, vollständig wegzublasen.

Als Jerome mit seiner Mahlzeit fertig war, und sich mit Sophie in die kleine Giebelkammer begeben hatte, legte er seinen Arm um sie und sagte:

— Jezt, wie immer hast Du mir die Bitterkeit des Mißgeschicks dadurch benommen, daß Du mir frischen Muth es zu bekämpfen einflößtest. Ich werde eben meine Kräfte verdoppeln, um den kleinen Verlust zu ersezen, wohl wissend, daß Gott demjenigen hilft, welcher sich selber hilft.

— Amen! — sagte Sophie und legte ihren Arm um den Hals ihres Mannes und fügte dann hinzu:

— jezt, nachdem wir aber dies verhandelt, muß ich Dir mittheilen, daß wir Fremde haben, welche die Nacht über bei uns als Gäste bleiben.

— So — o, das ist keine fröhliche Nachricht. Du weißt, daß es mir nicht gefällt, fremde Personen in meinem Hause zu sehen. Nun, wer sind sie denn?

— Es sind Franzosen, — antwortete Sophie, und sah ihn an, zwar nicht furchtsam, aber doch mit einem unruhigen Blick.

— Mein Kind, es wundert mich, daß . . . .

. . . ich ihnen Gastfreundschaft erwiesen, — unterbrach ihn Sophie.

— Oh nein, denn, so böse Du ihnen auch bist, weil sie nicht die Republik beibehalten haben, so sind sie doch Deine Landsleute; darum mußt Du es auch natürlich finden, daß ich ihrem Verlangen, hier die Nacht zuzubringen, willfahrt habe. Es sind Mann, Frau und ein krankes Kind, welches es nicht vertragen konnte weiter zu reisen. Ich will nur noch hinzufügen, daß der Mann heißt — Elias Levitain!

Jerome ließ die Hand seiner Frau los, trat einige Schritte zurück und rief:

— Elias Levitain hier unter meinem Dach! Du und er haben also einander wiedergesehen?

— Nein! — antwortete Sophie. Elias ahnt nicht, bei wem er ist; aber ich habe ihn gesehen. Elias weiß nicht, daß er unter dem Dache Jerome Bassals schläft. Ach, Julius — fügte Sophie hinzu, indem sie mit einem zärtlichen Blick zu ihm hinaufsah, — als ich Elias wiedersah und in Gedanken das Gefühl, welches ich einst für hin hegte, mit

demjenigen verglich, welches mein Herz Dir schon seit dem Abend, wo Du mich verließest, eingeräumt, dann kam es mir vor, als wenn meine Liebe zu Elias nur ein schöner poetischer Traum gewesen, während meine Neigung zu Dir eine Liebe ist, so stark und mächtig wie die Wirklichkeit.

Jezt lehnte Sophie ihren Kopf gegen die Brust ihres Mannes, und fügte hinzu:

— Es ist keine Redensart von mir, sondern eine wirkliche Wahrheit, daß Du die Hälfte meines Lebens bist.

Jerome drückte sie an seine Brust und hielt sie lange Zeit in seine Arme geschlossen, ohne ein Wort zu sagen.

Was sollte er wohl in diesem Augenblick sagen können? Wenn das Herz am vollsten ist, dann schweigt der Mund. Für Sophie bedurften es auch keine Versicherungen und Betheuerungen; sie merkte an dem Schlag seines Herzens, daß er sie verstanden.

Nach Verlauf einiger Augenblicke sagte Jerome:

— Wurdest Du nicht bewegt, als Du ihn nach dem Verlauf so vieler Jahre wieder sahst?

— Ja, ich fühlte, daß ich Elias immer lieb haben werde, und daß meine Dankbarkeit für das, was er und sein Vater für mich gethan haben, mir in's Grab folgen wird.

— Willst Du Dich ihm zu erkennen geben?

— Nein, Julius, das will ich nicht. Unsere Wege sind einmal getrennt und am besten ist es, wenn es so bleibt.

— Aber, Sophie, wenn er es erführe, daß Du

Schwartz, Marie Sophie,

Geburt und Bildung

Bd.: 1

Stuttgart 1863